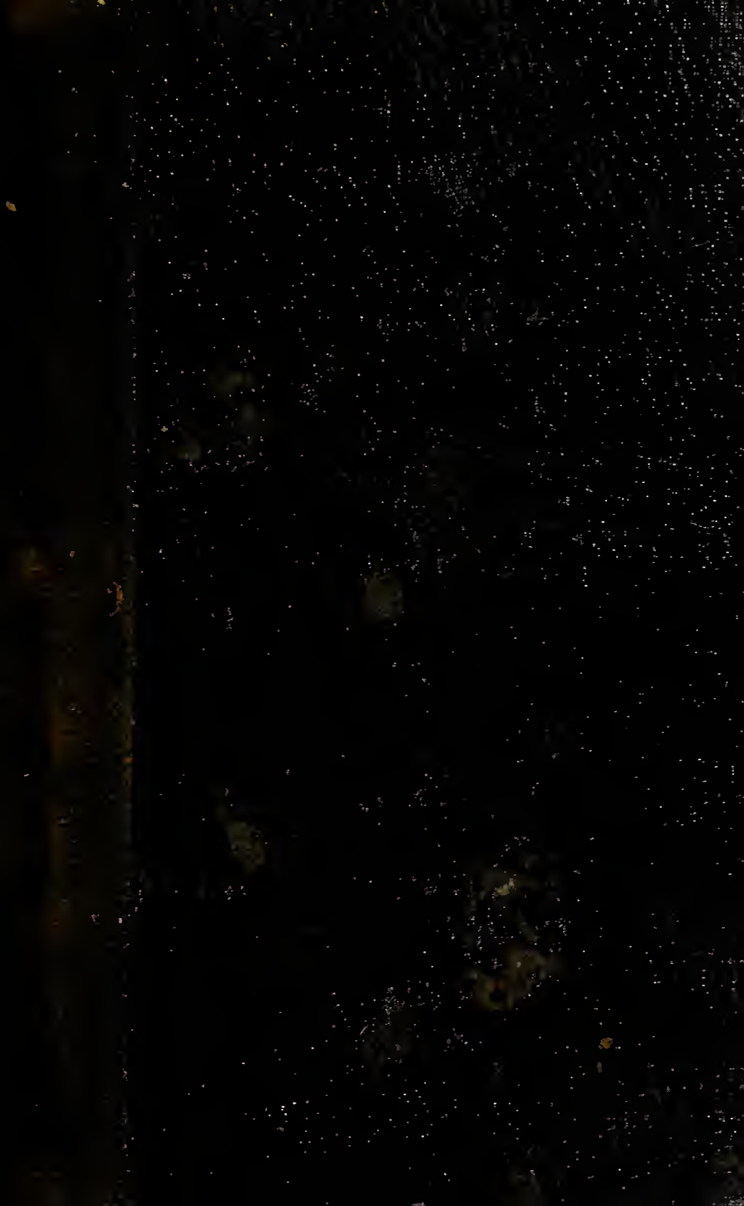


Zur Aufrechterhaltung der Ordnung:

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 Tage 15 ₰, für jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr; fällt auf den Tag der Ablieferung desselben ein Sonn- oder Festtag, an welchem geschlossen ist, so sind diese Tage mitzubezahlen.

Abonnements sind stets **pränumerando** zu zahlen, anderfalls die Vortheile des Abonnementspreises wegfallen.

Wenn nicht weiter zu abonniren gewünscht wird, so sind die Bücher am Ablaufstage, auf welchen die Abonnenten selbst zu achten haben, zurückzuliefern, wobei die Kündigung auszusprechen und das etwa restirende Lesegeld zu berichtigen ist

Abonnementsbücher können nach Belieben, jedoch nicht öfter als **einmal** wochentäglich getauscht werden.

Ohne Extravergütung werden Niemandem mehr Bücher verabfolgt als worauf er abonnirt ist.

Meine geehrten Kunden ersuche ebenso höflich als dringend, die Bücher schonend zu behandeln, namentlich sie nicht durch sogenannte Eselsohren, Randbemerkungen, Unterstreichen zc. zu verunzieren, sie nicht beim Lesen umzubrechen und bei schlechtem Wetter dafür zu sorgen, daß sie nicht naß werden.

Nichtbeachtung vorstehender Bedingungen haben die Verweigerung weiterer Bücher zur Folge und beanspruche für beschädigte oder beschmutzte Bücher Schadenersatz.

Die Bibliothek ist wochentags von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends geöffnet, Sonn- und Festtags gänzlich geschlossen.

Altonaer Leihbibliothek

A. Olitsch (vormals A. B. Laeisz.)

Rathhausmarkt 30.

Gr. Bergstr. 100.















Viola.

Vierter Band.





Viola.

Roman

von

Egon Fels.

Vierter Band.



Jena,
Hermann Costenoble.
1883.



1.

Das Thal des Todes.

Die aufgehende Sonne färbte gerade die höchsten Gipfel der Bäume und küßte die schroffen Felsenspitzen des engen Thales, auf dessem Grunde noch dichte Finsterniß herrschte, als der Trupp am Eingange desselben anlangte.

Der schwarze Adler entwickelte jetzt seinen Plan und gab seine Befehle, welche das rascheste, beifälligste Verständniß fanden.

Seine Kinder übergab er dem alten Bob und befahl ihnen, den Weisungen desselben wie ihm selbst zu gehorchen.

Janets Bitten, bei ihm bleiben zu dürfen, gleich der Mutter, schnitt er mit einem kurzen, wenn auch nicht unfreundlichen Nein ab.

Sie wagte darauf keine Widerrede mehr und

lenkte ihr Pferd an die Seite ihres alten Beschützers.

Der schwarze Adler hatte auch sein Weib mit den Kindern fortsenden wollen, aber sie legte die Hand auf seine Schulter und sagte in sanftem, aber bestimmtem Tone:

„Nein, Oswald, ich bleibe bei Dir, Du weißt, wir gehören zusammen im Leben wie im Tode.“

Schweigend, aber mit einem Blicke innigster Zärtlichkeit, drückte er die Hand seines Weibes an die Brust und gab das Zeichen zum Einritte in die Schlucht.

Man ritt ohne Aufenthalt gerade durch. Als aber das Ende erreicht war, saß nur noch die kleinste Hälfte der Zahl von Männern auf ihren Pferden. Die Uebrigen waren abgesessen und hier und da in kleinen Trupps von zwei, drei, vier auch fünf Personen, hinter den zerstreuten Felsengebilden verschwunden, wobei sie es sorgsam vermieden, eine Fußspur auf weichem Boden zu hinterlassen, und stets auf Steine abgesprungen waren.

Die Pferde der Abgesessenen folgten geduldig dem Zurufe der übrigen Reiter und verließen mit diesen unter Führung Jack Sayders das Thal.

Als der letzte Pferdeschweif am Ausgange des Thales verschwunden war, lagerte von Neuem tiefste Ruhe über dem Thale. Kein Zeichen verrieth, daß Menschen hier weilten, kein Blatt bewegte sich an den Gesträuchen auf und an den Felsen, hinter denen versteckt die Männer lagen oder kauerten, kein Laut ließ sich hören.

Das erhabene Schweigen der vollkommenen Einöde lagerte über dem Thale.

So mochte etwa eine Stunde in tiefstem Frieden vergangen sein, als ein näher und näher kommendes Getöse das Herannahen eines in Carrière heransprengenden, starken Reitertrupps verkündigte.

Plötzlich hielt derselbe und tiefe Stille breitete sich wieder über das Thal.

Endlich erschien am Eingange die bis zum Gürtel nackte Gestalt eines indianischen Kundschafters.

Schlangengleich glitt der mit grellen roth und gelben Streifen bemalte Körper am Boden dahin, jede Unebenheit desselben, jeden Stein als Deckung benutzend. Scharf spähten die funkelnden Augen überall umher, wobei er kaum den Kopf, dessen Scalp-Locke eine Adlerfeder zierte und so den Häuptling verrieth, vom Boden erhob.

Als er nichts Verdächtiges bemerkte, erhob er sich erst auf die Kniee und sprang dann ganz auf, wobei er einen quitschenden Laut ausstieß, der auf ein Haar dem Geschrei eines jungen Opossum glich.

Auf dies Signal erschienen drei andere Indianer, denen der Erste seine gemachten Wahrnehmungen oder vielmehr den außer der breiten Pferdespur gänzlichen Mangel derselben mittheilte.

Alle vier verfolgten hierauf eine lange Strecke die breite Fährte, die sich für ihre scharfen Augen in gleicher Stärke bis zum Ausgange verfolgen ließ.

Dank der angewendeten Vorsicht der in solchen Listen geübten Männer, ließ sich nirgends die Fußspur eines Menschen zur Seite der Fährte entdecken.

So gelangten die Kundschafter zu der Ueberzeugung, die fliehende Schaar habe durch den entgegengesetzten Ausgang das Thal verlassen, nicht auf Kampf, sondern nur auf Flucht bedacht.

Es galt also, die Verfolgung schleunigst fortzusetzen.

Das vorige Signal ward von allen vier

Kriegern wiederholt und nun erschien als Erster das tückische, grausame Gesicht des gefiederten Pfeiles am Eingange. Die Kundschafter eilten ihm entgegen, als er auf sie lossprengte, und berichteten ihre Ansicht, indem sie auf die Spur deuteten. Er schien nicht so ganz diese Ansicht zu theilen und war offenbar mißtrauisch, denn er ließ die kleinen Schlangenaugen forschend überall umherschweifen.

Doch auch er vermochte nichts Verdächtiges zu entdecken und stieß nun ein schrilles Gellen aus, worauf sich die Schaar der Sioux in das Thal ergoß.

Unter den Vordersten befanden sich die drei Medicinmänner, die eigentlichen Anstifter und die Seele der Verschwörung gegen den schwarzen Adler, in ihrem abenteuerlichsten Aufputze, mit ausgestopften Schlangen- und Eidechsenhäuten von Kopf bis zu den Füßen umringelt und behangen, Pantherfelle über den Rücken herabhängend, deren Köpfe mit aufgesperrtem Rachen, lang heraushängender rother Zunge und eingesetzten Glasaugen über ihren scheußlich bemalten Gesichtern drohten.

Mit ihnen kamen aber auch einige achtzig Cheyennes.

Die ganze Schaar bestand aus etwa vierhundert Kriegern.

Der Letzte war in das Thal eingeritten, aber noch lange nicht hatte der Erste den Ausgang erreicht.

Da durchzitterte die Luft der scharfe Schrei des Kriegs-Adlers und gleich darauf folgte das Knallen der Büchsen längs des Weges.

Hinter jedem Strauche, hinter jedem Felszacken schwebten die Rauchwölkchen empor.

Etwa zwanzig Indianer wälzten sich verwundet und sterbend in ihrem Blute.

Ein fürchterliches Durcheinander entstand. Ein gellendes Wuth- und Schmerzgeheul erhob sich gen Himmel.

Schuß folgte auf Schuß, und ein Jeder traf seinen Mann, ohne daß der überraschte Feind die verborgenen Schützen zu sehen bekam, die seine Glieder decimirten.

Vergebens versuchten die Sioux, sich mit ihren Reiterkünsten zu helfen, indem sie sich vom Pferde herabhängen ließen und dessen Körper als Deckung ihres eigenen benutzten.

Die Schützen lauerten eben auf jeder Seite, warfen sie sich rechts vom Rosse, so erreichten sie die Kugeln der dort postirten Schützen, ver-

suchten sie es auf der Linken, so war es dort ganz dasselbe.

Vergeblich schossen sie selbst nach dem unsichtbaren Feinde, sie sahen wenigstens nirgends einen Erfolg davon.

Blind vor Schrecken und Entsetzen rasten sie durcheinander und befolgten keinen der Befehle, mit welchem der gefiederte Pfeil sie zu sammeln versuchte.

Endlich gelang es ihm mit Hilfe der Unterhäuptlinge dennoch, sich Gehör zu verschaffen.

Er befahl, sich in kleine Trupps zu sammeln und in gemeinsamem Angriff je ein Versteck zu stürmen.

Er hoffte, auf diese Weise wenigstens einige der mörderischen Rifles zur Ruhe zu bringen und ein paar Punkte zu gewinnen, wo man sich festsetzen konnte, bis der Succurs, nach dem er richtig gesendet, ankomme.

Er selbst führte einen solchen Trupp gegen eine Felsengruppe, hinter der vier bis fünf Schützen verborgen sein mußten, die ihm großen Schaden zufügten, denn sie feuerten mit einer fabelhaften Schnelligkeit und niemals fehlte eine Kugel.

Hinter diesem Felsen war Sir Frank, Mr. Howard, Kapitän Hill, ein Trapper Namens

Scharp und ein Pelzjäger, der rothe Ben genannt, verborgen.

Die beiden Letzteren waren unversöhnliche Feinde der Sioux und ihres grausamen Häuptlings.

Sie hatten Alles durch diese verloren, die ihnen die Häuser verbrannt, das Vieh weggetrieben, Mr. Scharp's Frau geschändet und ermordet, seinen kleinen Sohn lebendig in das brennende Haus geschleudert und des rothen Ben Tochter mit sich geführt hatten. Der arme Vater hatte nie wieder etwas von ihr gehört.

Die beiden Amerikaner waren so unerschöpflich in Schilderungen der Gräuel gewesen, welche bei jedem Ueberfalle weißer Ansiedler von den Rothhäuten verübt wurden, daß Sir Frank und die Anderen ganz ebenso wie sie den Vorsatz faßten, keinen dieser Elenden zu schonen.

In dem Versteck befand sich noch eine sechste Person, die gern mit geschossen hätte, wäre ihr dies gestattet gewesen, und die nur mit Mühe und Anstrengung das einmal gegebene Versprechen, sich neutral zu verhalten, hielt.

Diese sechste Person war Janet.

Voll der grenzenlosesten Erbitterung gegen die Feinde ihres edlen Vaters, war sie zum ersten

Male in ihrem jungen Leben einem directen Befehle desselben ungehorsam gewesen.

Es war ihr gelungen, beim Abreiten dem gelben Rauch zu entschlüpfen, und ungesehen den Standort des Lieutenants Howard, den sie sich wohl gemerkt hatte, zu gewinnen.

Denn ihre weibliche Schlauheit sagte ihr, daß sie bei ihm unbedingten Schutz gegen die Anderen finden werde, wenn diese sie etwa nicht dulden wollten.

Sie hatte sich nicht getäuscht.

Als sie mit einem Male, wie aus der Erde gewachsen, vor ihm stand, ihm mit bittendem Blick und einem zauberischen Lächeln die Hand bietend:

„Nicht wahr, Du wirst mich nicht fortschicken? Ich darf bleiben?"

Da war er entzückt und hingerissen. Er gab das Versprechen, sie dürfe bleiben und setzte dies auch gegen die Anderen durch.

Freilich hatte Janet auch obiges Gegenversprechen leisten müssen, und sie hielt es, wenn auch unter schwerem Kampfe gegen ihren Zorn, hielt es bis zu dem Augenblicke, wo der gefiederte Pfeil selbst sich zum Angriff auf ihre kleine Feste anschickte.

„Es ist der Todfeind meines Vaters," flüsterte sie dem Lieutenant zu und spannte ihren Bogen, den sie vorzüglich zu handhaben verstand.

„Denken Sie an Ihr Versprechen, Janet," flüsterte er zurück. „Sie dürfen nicht kämpfen."

„So schieße Du und triff ihn gut. Triff ihn in sein tückisches Teufelsgesicht! Ich muß seinen Scalp haben und sollte ich selbst ihn nehmen."

„Still, lassen Sie das Niemand hören, den —" der Lieutenant kam nicht weiter, bei der in geflügelter Eile geführten Unterhaltung mit Janet hatte er die bisher bewahrte Vorsicht außer Acht gelassen.

Es war nur ein Augenblick, aber dieser genügte dem gefiederten Pfeil, er hatte den rothen Kopf des jungen Mannes gesehen, und schon donnerte sein Schuß, riß dem Lieutenant den Hut vom Kopfe und streckte ihn zu Janets Füßen nieder.

Sie zuckte zusammen und das Blut wich aus den Sammetwangen, aber kaltblütig schritt sie über den Gefallenen hinweg und nahm seine Stelle ein, indem sie einen Pfeil auf ihren Bogen legte.

„Zurück, Janet!" schrie Lord Denham.

Sie jedoch schüttelte trotzig den Kopf, und zu etwas Weiterem war nicht Zeit, denn der tren=

nende Raum war von den Angreifern durchmessen.

Zwar wälzten sich vier derselben in ihrem Blute, doch die drei andern würden im Augenblick Auge in Auge bei ihnen sein.

Im Vorwärtsstürmen gaben sie drei Schüsse ab, von denen zwei ihren Mann trafen.

Der rothe Ben, durchs Auge ins Gehirn getroffen, war auf der Stelle todt.

Der Kapitän erhielt eine Kugel in den rechten Oberarm und war somit kampfunfähig.

Sir Frank und Mr. Scharp waren unverletzt.

Mit einem weiten Satze seines Pferdes überwand der gefiederte Pfeil den letzten trennenden Raum, gleichzeitig sauste der Tomahawk aus seiner Hand, traf aber nicht Sir Frank, für den er bestimmt war, weil dieser geschickt auswich, sondern Mr. Scharp in die Schulter, ihm beinahe den Arm vom Leibe trennend.

Während aber Sir Frank dem Beilwurfe auswich, feuerte er auf den Häuptling, traf jedoch nicht ihn, sondern dessen Pferd in die Brust, da der gefiederte Pfeil es rasch sich zur Deckung emporriß.

Dabei hatte er nun seine Seite preisgegeben

und schwirrend sauste Janets vergifteter Pfeil in die gegebene Blöße.

Mit einem gellenden Wuthschrei fühlte er sich getroffen und griff nach dem Pfeile, ihn aus der Wunde zu reißen, sank aber in demselben Augenblicke mit dem tödtlich getroffenen, wüthend um sich schlagenden Pferde zu Boden.

Die beiden anderen Angreifer fielen gleich nach ihm, der eine von Sir Franks Hand, der andere von Mr. Scharp's Revolver niedergestreckt, der, seine letzten Kräfte zusammenraffend, sich halb vom Boden erhoben und mit der Linken gefeuert hatte.

Janet hatte einen langen triumphirenden Blick auf den schon sprachlosen, sich in gräßlichen Zuckungen am Boden wälzenden Häuptling geworfen.

Dann wendete sie sich schaudernd ab und beschäftigte sich zuerst mit der Wunde des Lieutenants und dann mit den Anderen, wobei ihr Sir Frank eifrig beistand.

Beide walteten ihres Samariteramtes und bekümmerten sich gar nicht um den weiteren Fortgang des Kampfes.

Die Indianer hatten wohl versucht, sich des Körpers ihres gefallenen Häuptlings, den sie hinter

den Felsen hatten verschwinden und nicht wieder hervorkommen sehen, zu bemächtigen. Aber es gelang Keinem, ihm auch nur so nahe zu kommen, daß er ihn zu sehen vermochte, denn Keiner überschritt lebend die Linie, wo der Gefallene und die Angegriffenen in ihren Gesichtskreis kommen konnten.

Rechts und Links war der Fall des gefiederten Pfeiles bemerkt worden, und aus dem gänzlichen Schweigen des Feuers an jenem Orte schloß man, daß die dort Postirten alle gefallen oder kampfunfähig waren, und übernahm nun die Vertheidigung derselben.

Ihres Führers beraubt, bemächtigte sich eine allgemeine Panik des sehr zusammengeschmolzenen Indianertrupps. Nicht lange dauerten die Anstrengungen, sich ihres Häuptlings todt oder lebend zu bemächtigen, denn als sie sahen, wie sich Leiche um Leiche vor dem Zugange zu jener Felsengruppe aufthürmte, verloren sie den Muth, und allgemeine Flucht ward nun die Losung.

Zurück zum Eingange des Thales wendeten sich Alle.

Aber auch diese letzte Hoffnung auf Rettung aus ihrer verzweifelten Lage erwies sich als trügerisch.

Als die Ersten wie unsinnig Reitenden dort ankamen, fanden sie sich Jack Sayders gegenüber, der mit seiner Schaar durch einen Parforceritt auf einem weiten Umwege die Felsen umgehend, ihrer dort harrte und sie zurücktrieb.

Nach einer kurzen Zeit stand Keiner von all' den Indianern, die in's Thal eingeritten waren, mehr auf seinen Füßen oder vermochte sich auf dem Pferde zu erhalten.

Die weitaus größte Anzahl deckte als Leichen die Erde, während die anderen, tödtlich verwundet, sich in ihrem Blute wälzten.

Denn die Jäger und Trapper waren zu gute Schützen, um ihren Feinden nur leichte Verwundungen zuzufügen.

Außerdem war seit dem letzten, von den Sioux und den Oglellas angezettelten Massacre, wie schon gesagt, die Erbitterung der weißen Grenzbevölkerung eine ebenso gerechte, als tiefe und nachhaltige gegen die wie wilde Bestien hausenden Indianer. Alle waren darinnen einig und hatten sich das Wort gegeben, bei dieser willkommenen Gelegenheit ein Exempel zu statuiren und diesen Teufeln, diesen Frauenschändern und Kindermördern zu zeigen, daß man fortan keine Gnade mehr für sie habe.

Als sich doch einige Leichtverwundete fanden, setzte es Sir Frank, unterstützt von Jack Sayders, durch, daß sie verbunden, auf ein Pferd gesetzt und ihnen die Freiheit gegeben wurde, nach Blancaville zurückzukehren.

Nur die zwei Rädelsführer der Verschwörung gegen den schwarzen Adler, die beiden Medicinmänner, der dritte lag, von der eigenen Hand des Häuptlings getroffen, unter den Todten, wurden nicht begnadigt.

Ein in aller Eile improvisirtes Kriegsgericht verurtheilte sie zum Tode und einige Minuten darauf baumelten ihre grotesken Gestalten an zwei sich gegenüber stehenden Bäumen.

Die Verwundung Lieutenant Howard's erwies sich als eine wenig bedeutende. Seine Bewußtlosigkeit war mehr eine Folge des Luftdruckes, welchen die Kugel, über dem linken Ohre am Schädel hinfahrend und einen Theil seiner rothen Locken sammt der Haut mit sich nehmend, oder vielmehr nur abschälend, so daß diese später von Mrs. Blanca's geschickter Hand wieder auf der alten Stelle fest genäht werden konnte, auf das Gehirn ausgeübt hatte.

Sobald die Sioux besiegt und der Kampf zu Ende, war Janet nicht mehr zurückzuhalten ge-

wesen und zu ihren Eltern geeilt, wo sie Verzeihung für ihren Ungehorsam erbat und erhielt.

Des schwarzen Adlers Herz erfüllte sich mit Stolz auf die glänzende Waffenthat seiner Tochter, die ihn mit eigener Hand an seinem Todfeind gerächt hatte.

Mrs. Blanca erfuhr vor der Hand noch nichts davon, denn sie nahm sich kaum Zeit, ihre Tochter zu umarmen und eilte, sofort sich wieder dem Verbinden der ziemlich zahlreichen Verwundeten unter ihren Freunden zu widmen.

Janet half ihr dabei, bis der Vater von der Execution der beiden Verräther zurückkehrte und sie ihn nun zu der Leiche des Siouxhäuptlings führen durfte.

Stolz schritt sie ihm vorauf zu dem Platze. Aber sie hatte kaum einen Blick auf den Todten geworfen, als die zarte, bräunliche Sammethaut sich mit dem dunkelsten Purpur färbte und Flammen des Zorns aus den schönen Augen brachen. „Wo ist sein Scalp?" schrie sie mit schriller, zornbebender Stimme und blickte sich wild im Kreise der Hinzugetretenen um. „Wer hat sich erfrecht, ihn zu nehmen? Der Scalp ist mein, denn ich erlegte den gefiederten Pfeil!"

Da huschte eine kleine, in roth gefärbtes Antilopenleder gekleidete Gestalt an ihre Seite und rief:

„Schrei doch nicht so, Janet, und sei nicht böse. Ich nahm ihn für Dich. Hier, hier ist er!“ und die kleine Faust bot ihr die blutige Trophäe dar.

„George!“ rief der schwarze Adler erschreckt und zürnend, während Janet, statt den Scalp zu nehmen, schaudernd davor zurückwich. Sie empfand es jetzt, daß es eben etwas Anderes ist, in der Aufregung des Kampfes den Gegner zu tödten, den man haßt und der uns selbst bedroht, als nach dem Kampfe, nachdem das wallende Blut, die aufgeregten Nerven sich beruhigt haben, die Hand nach der blutigen Kopfhaut des Getödteten auszustrecken.

War sie vorher Heroine gewesen, jetzt war sie ganz Weib, zitternd wendete sie sich von dem widerlichen Anblick ab.

„Wie kommst Du hierher?“ fragte der Häuptling streng den Kleinen.

Doch diese Strenge machte im Augenblicke wenig Eindruck.

„Ach sei nicht böse, Vater,“ erwiderte der Knabe, der sich noch zu sehr als kleiner Held

fühlte, um sich zu fürchten. „Sieh', Janet schlich sich fort und da schlich ich ihr nach. O, ich habe Alles gesehen und —" hier streckte er stolz seine kleine Gestalt so hoch er konnte. „Ich habe Dir auch mit geholfen. Siehst Du, dort —" er zeigte nach einem einzelnen, schmalen, niederen Felskegel, der, zur Deckung eines Mannes zu kurz und schmal, unbesetzt geblieben war, „dort habe ich gesteckt und damit habe ich geschossen."

Er brachte aus seinem Faltenröckchen einen sechsläufigen Revolver hervor, dessen sämmtliche Läufe abgeschossen waren. „Es war sehr schwer zu treffen, denn sie wollten gar nicht stille halten, aber ich habe doch zwei Sioux getroffen, der eine ist todt," setzte er stolz hinzu und schaute zuversichtlich zu dem Vater auf, als sei er ganz gewiß, daß dieser ihm nach solcher Heldenthat nicht mehr zürnen könnte.

Der Häuptling sagte nichts, obgleich sein Herz höher schlug über seine tapferen Kinder, deren Thaten gleichwohl andererseits wieder von einer gewissen Verwilderung zeugten, die ihm wehe that. Er neigte sich zu dem Knaben, und ihm die schwarzen Locken aus der erhitzten Stirn streichend, fragte er: „Wo ist Dein Bruder?"

„Ach Jack? Ja, Du weißt, Vater, er ist

immer artig. Er wollte nicht mitkommen, er sagte, Du würdest böse sein und da ist er bei dem alten Bob geblieben. Aber nicht wahr, Du bist mir nicht böse? — Sieh' nur, wie geschickt ich dem bösen rothen Manne den Scalp genommen habe!"

Und die kleinen Hände breiteten die von geronnenem Blute klebrige Kopfhaut aus, um zu zeigen, wie glatt der Schnitt gewesen, der sie vom Schädel trennte.

Der schwarze Adler entriß den Scalp den Händen seines Knaben und ihn mit Ekel weit von sich schleudernd, sagte er streng: „Das ist kein Spielzeug für Deine Kinderhände, mein Sohn."

„Du siehst, Blanche," setzte er, zu seiner eben hinzugetretenen Frau gewendet, hinzu, „es ist hohe Zeit, daß wir unsere Kinder diesem Leben entreißen, sollen sie nicht ganz verwildern.

Mein schöner Traum ist aus. Der letzte Tropfen hat den übervollen Becher überfließen machen. Ich gebe die ohnedies seit Jahren nur noch schwach gehegte Hoffnung auf. Das rothe Volk ist im großen Ganzen nicht nachhaltig zu civilisiren; es ist als Volk dem Untergange geweiht.

Ich erkenne die große Aufgabe, der ich seit fünfzehn Jahren mein Leben geweiht, als eine illusorische, verfehlte an und kehre mit Dir und den Kindern in meine Heimath zurück. Du bist einverstanden, mein Weib?"

„Ich bin es," erwiderte sie einfach und erhob ihre großen, gleich ein paar Sonnen flammenden Augen, mit einem Ausdrucke innigster Liebe und unendlicher Hingebung zu ihm, denn obgleich ihre hohe, in weißes Leder, das kunstvoll mit bunter Seide und Perlen gestickt war, gekleidete königliche Gestalt die Mittelgröße des Weibes weit überschritt, überragte doch des schwarzen Adlers Hühnengestalt die ihre um mindestens einen halben Kopf.

Er ergriff ihre ihm dargereichte Hand und fragte, sich zu ihr neigend und mit dringendem, forschendem Blick tief in ihre Augen schauend: „Und Du wirst nichts bedauern, Blanche? Denn es gilt ein Nimmerwiedersehen Deiner schönen, wilden Heimath."

„Was hätte ich zu bedauern an Deiner Seite? Dort ist meine Heimath. Dein Volk sei mein Volk. Ich habe von dem Augenblicke an, wo die Elenden Dich, ihren unermüdlichen Wohlthäter, bedrohten, Dich an Deinen Todfeind verriethen

und auslieferten, kein Volk, keine Heimath mehr. Es ist nichts hier, an dem ich noch mit Liebe hänge, als meines großen Großvaters Grab, die Gräber meiner Mutter und Großmutter.

Doch Du hast mich ja gelehrt, daß wir uns im Himmel wieder finden werden, darum lasse ich Staub dem Staube und verlasse ihre Gräber ohne Schmerz."

„Nun denn, so seien diese Tage bittersten Schmerzes gesegnet, da sie mir diese Frucht bringen!" rief er enthusiastisch, sie an sich ziehend. „Ich schwieg, Blanche, aber ich litt, litt seit Jahren schon am schmerzlichsten Heimweh.

Weißt Du es schon, Jack," rief er dem Freunde entgegen, als dieser herbeikam, um zu melden, alle Befehle seien ausgeführt, die Pferde gekommen und somit Alles zum sofortigen Aufbruch bereit, „weißt Du es schon, mein Freund? Es geht heim, heim nach England! Heim! Ach welch' erfrischender Klang liegt schon in diesem Worte, obschon —" setzte er mit sinkender Stimme hinzu — „dort Niemand ist, den die Rückkehr des armen Benett erfreut, der den Thoren willkommen heißt, der die besten Jahre seines Lebens an einem Traum verlor."

Seufzend wendete er sich, um sein Weib auf

das herbeigeführte Pferd zu heben, worauf er Janet ebenfalls in den Sattel hob. George kletterte an seinem hohen Pferde gleich einer Katze empor, während der schüchterne, sanfte Bruder wie vorher vor Bob, von dessen Arme gehalten, im Sattel saß.

Von den Weißen blieben nur sieben stille Todte, die man eiligst beerdigt hatte, in dem Thale zurück. Sechzehn waren mehr oder minder verwundet, keiner jedoch glücklicherweise in dem Grade, daß er unfähig gewesen, sein Pferd selbst zu lenken.

Die letzten Reiter hatten kaum das Thal verlassen, als die Schaar von Adlern und Geiern, welche schon längere Zeit kreischend über den Felsen schwebten und saßen, sich gleich einer schwarzen Wolke herniedersenkte auf die Todten und ihr gräßliches Mahl begann.

2.

Veränderungen.

Mr. Oswald Benett, so nur wollen wir ihn fortan nennen, da er auf immer Verzicht auf seine Häuptlingswürde geleistet, hatte beschlossen, statt den Succurs zu erwarten, von dessen Herannahen er durch die Gefangenen, denen man die Freiheit geschenkt, vernommen, die Flucht zu versuchen.

Man war doch vom Kampfe etwas erschöpft und des Blutvergießens müde, obgleich keiner unter der ganzen Schaar war, der irgend den Gedanken Raum gegeben hätte, man könne möglicher Weise bei einem Zusammentreffen mit dem Feinde den Kürzeren ziehen.

Und doch wäre das Letztere keine Unmöglichkeit gewesen, denn der Trupp von etwa dreihundert

racheschnaubenden Indianern, aus Sioux, Comanchen und einigen Ogellaläs und Arapahus bestehend, welcher sich etwa nach Verlauf von einer Stunde auf ihre Verfolgung machte, nachdem sie in dem Thal des Todes — so wurde das Thal des rothen Steines fortan genannt — die Blutarbeit der Flüchtigen vorgefunden, war eine Macht, welche, wenn überhaupt, nur unter entsetzlichen Verlusten von dem kleinen Häuflein besiegt werden konnte.

Weit sicherer aber als ein Sieg war ihnen die Niederlage, welche nichts weniger als martervollen Tod für Alle bedeutete.

Es wäre Wahnsinn gewesen, sich dem auszusetzen. Die Fliehenden hatten aber, trotz dieses Vorsprunges von einer Stunde, Mühe zu entkommen. Denn einmal waren ihre Pferde nicht mehr frisch und dann hinderten die sechszehn Verwundeten, die man doch nicht zurücklassen konnte, den Feinden zur Beute, die Schnelligkeit der Flucht.

Dennoch gelang diese mit knapper Noth.

Die schützenden Thore des Forts Weding hatten sich kaum einige Minuten hinter den Flüchtlingen geschlossen, als die Ersten der Verfolger vor den Mauern ankamen, auf denen die Vertheidiger derselben neben ihren Kanonen standen.

Es dauerte noch eine lange Zeit, bis all' die Uebrigen nachkamen und der ganze Indianertrupp beisammen war, denn nur die auserlesensten Pferde hatten es ihren Reitern möglich gemacht, trotz des großen Vorsprunges der Fliehenden, die ihre müden Pferde wahrlich nicht geschont hatten, aber, wie schon gesagt, aus Rücksicht für die Verwundeten manchmal zu einer kurzen Rast gezwungen gewesen, fast gleichzeitig mit diesen am Fort anzukommen.

Als Alle beisammen waren, wurde ein Parlamentär an den Befehlshaber des Platzes abgesendet. Doch war der Kommandant nirgends zu finden, es dauerte eine volle Stunde, bis er zur Stelle war und die Botschaft des Parlamentärs in Empfang nehmen konnte. Sie forderte nicht mehr und nicht weniger, als sofortige Auslieferung Aller, welche fliehend vor den Indianern im Fort Zuflucht gesucht und gefunden hatten.

Der Kapitän bedauerte unendlich, dieser Forderung seiner Freunde der Sioux nicht Folge geben zu können, da nicht Einer der Flüchtlinge mehr in seinen Mauern weile, vielmehr hätten dieselben das Fort, unter Mitnahme sämmtlichen Materials, mit dem gerade bereitstehenden Eisenbahnzuge verlassen.

Deshalb sei er eben nicht gleich dagewesen, um seinen rothen Freund zu empfangen, denn er habe sich der Beschlagnahme des Zuges, der Hilfsmaschinen, sowie sämmtlicher überzähliger Wagen energisch widersetzt, sei aber überwältigt worden und nun dabei gewesen, eine Beschwerdeschrift an die Regierung zu schreiben und strenge Bestrafung der Frevler zu beantragen.

Hierauf ließ er durch den Parlamentär den Häuptling der Schaar, seinen werthen Freund Grizzly, den er draußen erblicke, einladen, ihn nebst zweien seiner Krieger zu besuchen, um sich zu überzeugen, daß er nicht mit einer gespaltenen Zunge, sondern die Wahrheit rede.

Das Thor öffnete sich später wirklich für den Häuptling und zwei Begleiter.

Sie wurden sehr freundlich empfangen, glänzend bewirthet und auf die Station geführt, von wo ihnen das eiserne Roß, die Verfolgten uneinholbar — das wußten sie recht gut — entführt hatte.

Der im Herzen vor Grimm und Wuth erfüllte Häuptling war politisch genug, gute Miene zum verlorenen Spiele zu machen, denn noch war es nicht rathsam, seinem Grimme und Hasse gegen die Weißen den Zügel schießen zu lassen.

Noch war der Ring, welcher sie erdrücken sollte, nicht geschlossen. Doch war ja schon das längst ersehnte Ziel, in dem schwarzen Adler ein Haupthinderniß gegen den geplanten, allgemeinen Krieg der Indianer gegen die Weißen beseitigt zu wissen, endlich erreicht.

Jetzt würde es wohl nicht mehr allzu lange dauern, bis der Sturm losbrach, und dann sollte schon dieser lächelnde Kapitän da, der, wie Grizzly nicht mit Unrecht argwöhnte, Alles gethan hatte, die Fliehenden eiligst weiter zu befördern, den Lohn seiner Doppelzüngigkeit ernten. Mit eigner Hand wollte er ihm den Scalp vom Kopfe und die lügnerische Zunge aus dem falschen Munde reißen.

Das waren die freundschaftlichen Gesinnungen des Siouxhäuptlings, während er mit indianischer Wortkargheit zwar, aber nicht unfreundlich, die freundschaftlichen Versicherungen seines Wirthes erwiderte.

Als die Indianer endlich abritten, athmete der ihnen von der Mauer nachschauende Kommandant tief auf und sagte zu seinem neben ihm stehenden Schwiegervater, einem Geistlichen:

„Gott sei Dank! Diesmal wären wir sie glücklich los. Sollten aber diese rothen Teufel

jemals als siegende Feinde hier einziehen, dann sind wir Alle verloren, die vor und hinter diesen Mauern athmen.

Er wird nicht nur mich, sondern jedes hier lebende Wesen es büßen lassen, daß er seine Rache nicht an den Entflohenen kühlen konnte."

„Den Willen dazu hat er gewiß, da magst Du wohl Recht haben. Ob er es aber kann, steht bei Gott. Wir sind all' überall in seiner allmächtigen Hand! —

Das bedenke, mein Sohn, und tröste Dich mit dem Bewußtsein, nur Deine Pflicht als Christ sowohl, wie als Beamter des Staates gethan zu haben," erwiderte der ihr würdige Mann.

— — — — — — —

Während der vier Stunden dauernden Eisenbahnfahrt erfuhr endlich Mr. Benett, welcher Täuschung er ausgesetzt worden und daß die so lange schmerzlich betrauerte Mutter noch lebe, ihrerseits dem Schmerze um seinen Verlust und der marternden Ungewißheit beinahe gänzlich erliegend.

Sollen wir versuchen, seine glückliche Ueberraschung, seine jubelnde Freude, die Theure noch am Leben zu wissen, zu schildern?

Sie war so grenzenlos, wie sein Schmerz über

ihre Leiden und sein Zorn über die grausame Täuschung, derer Opfer sie Beide geworden. Von dem Augenblicke an, wo er erfahren, daß die Mutter, die heißgeliebte, tief betrauerte noch am Leben, war er ruhe- und rastlos.

Er war immer wie im Fieber und gönnte weder sich noch Anderen Ruhe. Vorwärts, nur immer vorwärts, war die Losung für ihn.

Mahnte man ihn an Ruhe und an die Nothwendigkeit, die so schwer leidende Mutter erst langsam auf die Rückkehr des verloren geglaubten Sohnes vorzubereiten, so behauptete er, es bedürfe nur seines Erscheinens, um der starken Seele seiner Mutter ihre volle geistige Kraft wieder zu geben.

Voll wahrer Theilnahme und tiefstem Interesse beobachteten Alle, mit welch' feinem Takte und bewundernswerthem Zartgefühle Mrs. Benett sich darein fand, für jetzt wenigstens, im Leben ihres Gatten, dessen höchstes Kleinod bisher sie allein gewesen, mit einem Male auf die zweite Stelle herabgesunken zu sein.

Es war überhaupt bewundernswerth, wie rasch und geschickt sie sich in die veränderten Verhältnisse zu finden wußte.

Gleich Mr. Benett, der in der ersten Stadt, die ihm den Wechsel bot, seine indianische Häupt-

lingstracht mit europäischer Kleidung vertauschte, hatte sie die Kleidung der Dame angelegt.

Entbehrte sie nun auch in den zwar eleganten, aber doch dem Wunsche ihres Gatten gemäß, einfachen, dunklen Gewändern, des phantastischen Reizes von früher, so hatte ihre Erscheinung dafür an weiblicher Würde gewonnen.

Binnen wenigen Tagen bewegte sie sich in der ungewohnten Kleidung mit all' der gewohnten graziösen Anmuth, welche sie bei aller Heroinenhaftigkeit der Erscheinung immer ausgezeichnet hatte.

Ueberhaupt war mit dem phantastischen Schmucke der Tochter der Wildniß auch das Amazonenhafte von ihr gewichen. Sie war und blieb eine stolze, königliche Frau, aber der überwiegende Eindruck, den sie jetzt machte, war der hoher, weiblicher und mütterlicher Würde.

Die Damenkleidung stand ihr, als hätte sie nie auf den mit reichen Decken behangenen Mustang, nach Männerart sitzend, die herrlichen Formen ihres Körpers in weichgegerbtes, auf das Reichste mit bunter Seide und Perlen gesticktes, weißes Antilopenleder gehüllt, die offenen, wallenden Haare mit Perlenschnüren und den Federn des rothen Cardinals, vermischt mit den silbernen

Geflügel der Enten geschmückt, über die wunder- volle Büste unzählige Ketten von schimmernden, kleinen, mit Perlen verbundenen Muscheln, zwischen denen zahlreiche Gold- und Silberplättchen wie Flämmchen aufleuchteten, herabhängend; von dem Nacken ein Pantherfell mit goldenen Klauen herab- wallend; den Lasso in der hocherhobenen Hand, an ihres Gatten Seite der Jagd obgelegen oder an seiner Seite den Verwundeten beschützend, mit unerbittlicher, nie fehlender Hand die Feinde niedergestreckt.

Mit einem Geschick und einem Instinkte, die Alle, selbst der Lieutenant Howard nicht ausge- nommen, sobald ihn seine Beobachtung Janets, der er ein unablässiges Studium widmete, dazu Zeit ließ, stündlich zu bewundern Gelegenheit hatten, fand sie sich in die Manieren und Sitten einer echten Dame mehr und mehr hinein.

Dabei war Sir Frank, den sie vom Anfange an eine Art schwesterlicher Freundschaft schenkte, ihr Rathgeber, denn mit ihrem richtigen Verständ- niß hatte sie in ihm den Mann der feinsten Manieren unter der Gesellschaft erkannt. Sir Frank fand sein Amt leicht genug, denn ihr ge- nügte ein Wort, ein Wink, um ihn zu ver- stehen.

„Es ist das edle Blut ihrer castilianischen Großmutter, welches sich in ihr regt,“ sagte wiederholt der Kapitän, wenn der Lord sein Erstaunen über ihr wunderbares Verständniß und die ganze merkwürdig schnelle Metamarphose im Gespräche mit ihm äußerte.

Anders war es mit Janet.

Obgleich ihr die Brüder mit gutem Beispiele vorangegangen waren — denn selbst der wilde George hatte die Umänderung seiner Kleidung ziemlich geduldig geschehen lassen, obschon er sich dann, nachdem sie geschehen, ungeberdig und ungeschickt genug dazu anstellte — hatte sie sich der Metamarphose, die sie aus einer kleinen Wilden wenigstens äußerlich zu einer jungen Dame machen sollte, auf das Aeußerste widersetzt, sich aber endlich doch dem strengen Machtspruche des Vaters gefügt.

Sie, die nie weinte, hatte Ströme von Thränen vergossen, als man ihr die Leggins wegnahm und sie durch seidene Strümpfe und gestickte Beinkleider ersetzte, und um ihre von eigener Hand kunstreich mit Perlen gestickten Maccasins hatte sie mit dem Mädchen, dem die heikle Aufgabe zugefallen war, sie zu verwandeln, einen förmlichen Kampf begonnen und deren Besitz wirklich ertrotzt.

Man hatte ihr darin wenigstens nachgeben müssen, denn sie hatte geschworen, lieber mit nackten Füßen umherzulaufen, als die Stiefelchen anzuziehen, wenn man ihr nicht wenigstens gestatte, im Zimmer die altgewohnte und geliebte Tracht beizubehalten.

Als ihre Toilette, die für das arme, damit beauftragte Mädchen ein Stück Sisyphusarbeit gewesen, endlich vollendet war, lief Janet zum Spiegel und schaute hinein.

Stumm schaute sie mit einem Ausdruck, als sähe sie ein wildes Thier, einen kurzen Moment ihr Spiegelbild an, dann — streckte sie diesem Bilde, das ihr unbeschreiblich mißfiel, die Zunge heraus, so lang sie konnte, und schließlich ergriff sie ein Buch, das auf der Spiegelconsole lag, und ein wenig zurücktretend, schleuderte sie es so gewaltsam in das kostbare venetianische Glas, daß die Splitter nach allen Seiten umherflogen, und sie selbst, wenn sie nicht dem Splitter, der auf sie zuflog, noch geschickt ausgewichen, beinahe verwundet worden wäre.

Dem Schreckensschrei des entsetzten Mädchens antwortete ihr lautes Gelächter, sie sagte spöttisch:

„Nun, was schreist Du denn? Wunderst Du

Dich, daß ich diese scare crow,*) die Du aus mir gemacht hast, nicht sehen mag? Jetzt will ich nur laufen, damit mein Vater Dein Werk bewundern kann."

Und vorsichtig, damit sie nicht darauf trete, die Röcke fast bis zum Knie emporhebend, die kurze Schleppe der Seidenrobe durch einen Zickzackgang, der ihr viel Spaß zu machen schien, schlangengleich herüber und hinüberziehend, wobei sie immer darnach zurückblickte, präsentirte sie sich der ganzen in einem Privat-Salon des Hôtels versammelten Reisegesellschaft.

In deren Mitte befand sich glücklicherweise nur eine einzige Fremde. Dies war die Dame des Hauses, welche Mrs. Benett bei ihren Einkäufen mit ihrem Rathe und ihrer Erfahrung überaus nützlich gewesen war.

Der guten Dame verging Hören und Sehen über den Anblick Janets. Zwar versagte die Sprache dem geöffneten Munde, aber es bedurfte deren auch nicht, denn das Entsetzen der etwas prüden Amerikanerin gab sich sehr unzweideutig darin kund, daß sie ihre fetten, mit zahlreichen

*) Vogelscheuche.

Brillantringen geschmückten Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

„Nun, wie gefalle ich Dir, Vater," schrie Janet lachend und — stolperte, da sie sich wieder nach ihrer Schleppe umsah, der sie einen besonders kühnen Schwung gegeben, dabei über eine verschobene Falte des Teppichs in die Arme des schnell hinzuspringenden Lieutenant Howard.

„Kannst mich in's Feld setzen so, dann kommen gewiß keine Vögel, den Samen wegzufressen," fuhr sie fort, sich mit einem so energischen Stoße von dem Lieutenant — der sie leicht halten zu müssen gemeint — befreiend, daß dieser zum Danke dafür, daß er sie vor dem sicheren Falle bewahrt, beinahe selbst den Teppich geküßt hätte.

Solche und ähnliche Scenen ermüdeten in nicht geringem Maße die Geduld der Eltern, denn sie folgten sich unaufhörlich.

Sie war und blieb die kleine Wilde, die ihre Kleider höchstens drei Tage tragen konnte, denn dann hingen sie hier und da gewiß in Fetzen um sie her.

Und so schön, von so eigenartigem Reiz sie gewesen in ihrer indianischen Tracht, so viel anmuthige Grazie ihre geschmeidige Gestalt umgeben hatte, so unansehnlich, ja wären nicht ihre wunder=

vollen Augen und der süße Reiz ihres neckischen Lächelns, ihr schön geformter Mund gewesen, so häßlich, hätte man in manchen Momenten sagen mögen, erschien sie in der ungewohnten, ihr unsaglich verhaßten Tracht, in der ihre ganzen Bewegungen einen auffallend unbeholfenen, eckigen Eindruck machten.

Eines Tages lehnte der Lieutenant Howard, seine Cigarre rauchend, am großen Mast, als er plötzlich die Zielscheibe eines Bombardements von Nüssen wurde, die sämmtlich mit Vorliebe seiner Nase galten. Er war der Meinung, daß der Affe des Kapitäns, ein blaunäsiger Mandrill, der wegen einer Neckerei, welche Howard im Verein mit Janet gegen ihn ausgeführt hatte, ihn nicht leiden mochte und ihm mit der Beharrlichkeit, welche diese Thiere in ihren Abneigungen zu zeigen pflegen, allerhand Possen spielte, wo es nur anging, der Veranstalter des Bombardements sei. Er bemühte sich, des kleinen Feindes, den er im Takelwerk versteckt wähnte, ansichtig zu werden, doch gelang ihm dies nicht wegen des grellen Sonnenlichtes, das seine Augen blendete.

Er änderte seinen Platz und fuhr fort zu rauchen. Allein von Neuem trafen die Geschosse mit großer Präcision und solcher Vehemenz seine

Nase, daß er es vorzog, seinem Peiniger zu weichen.

Ingrimmig drohte er mit der Faust hinauf und rief: „Warte nur, Du verfluchtes Vieh, wenn Du herunter kommst, sollst Du meinen Stock gehörig zu kosten bekommen!"

Ein lautes, übermüthiges, jubelndes Gelächter belehrte ihn, daß er seine Drohung an eine falsche Adresse gerichtet habe.

Er kannte die Stimmen, sie konnten nur Janet und George angehören.

Der Lieutenant schützte seine Augen mit einem in der Nähe liegenden Sonnenschirm und blickte zur Mastspitze, von der aus das Gelächter erscholl, hinauf.

Richtig, dort oben im Mastkorbe saßen Miß Janet und George und lachten wie die Kobolde über sein bestürztes Gesicht.

Wie in aller Welt war Janet in ihrer Damenkleidung dort hinauf, und noch schlimmer, wie sollte sie wieder herunterkommen. Welche Gefahr lief sie, und welchen Scandal mußte selbst im besten Falle, daß sie glücklich herab gelangte, angesichts der ganzen Passagiere und Mannschaften, die, durch das tolle Gelächter aufmerksam geworden, sich schon zu versammeln begannen, ihr Herabsteigen bieten.

Ganz deprimirt von den Gedanken und im Stillen wüthend über das wilde Mädchen, eilte Mr. Howard zu dem Kapitän Hill, um diesen seine lebhaften Besorgnisse mitzutheilen.

Doch dieser lachte ihn aus. „Dummes Zeug!" sagte er — „da sieht man gleich die Landratte.

Damenkleider! Jawohl Damenkleider!

Mein lieber Howard, das brächte selbst diese kleine wilde Katze nicht zu Stande, in Damenkleidern dort hinauf und in den Ausguck hinein zu gelangen. Ein alter Seebär weiß, ohne daß er es sieht, daß dies Wettermädel da oben Hosen anhaben muß.

Und so war es auch.

Von der strengen Stimme ihres sehr ungehalten herbeieilenden Vaters veranlaßt, begann Janet, von George gefolgt, herab zu klettern, als seien sie Beide Zeit ihres Lebens Schiffsjungen auf der Königin des Westens — das war der Name des Schiffes — gewesen.

Sie trug die Sonntagskleidung eines der Schiffsjungen und erschien darin ganz wieder als die frühere von Reiz und anmuthiger Grazie strahlende Janet.

Es war dies eine günstige Veränderung, welche ihr den schlimmsten Theil der sie erwartenden

wohlverdiente Schelte ersparte. Denn als Mr. Benett in das strahlende Gesicht seiner Tochter blickte, ihre bittend auf ihn gerichteten Augen und das halb schelmische, halb demüthige Lächeln des reizenden Mundes sah, da hatte er nicht das Herz, ihr das gehabte Vergnügen, das sie neubelebt zu haben schien, durch zu rauhe Worte zu stören.

Ueberdies brachte dieser letzte tolle Streich Janet noch den nicht geringen Vortheil, daß er sie wenigstens vor der Hand von der verhaßten Damenkleidung befreite.

Mrs. Benett hatte sich der Wahrnehmung, wie überaus unvortheilhaft sich ihre sonst so reizende Tochter in der aufgedrungenen Kleidung präsentirte und der noch schlimmeren, daß deren Gemüthsart dadurch nicht zum Guten beeinflußt werde, nicht verschließen können, und war deshalb mit einer anderen Dame, deren Bekanntschaft sie schon im Hotel gemacht und die ebenfalls nach derselben Richtung reiste, zu einer großen Berathung zusammengetreten.

Das Resultat war eine Art von Bloomerkostüm, von den beiden Damen für Janet erdacht und von ihr mit wahrem Jubel begrüßt. Sie fand sich selbst schön darin und Jedermann fand es mit ihr.

Zur größten Befriedigung und freudigen Ueberraschung ihrer Eltern, belohnte Janet deren Entgegenkommen, in Betreff ihrer Kleidung, durch ein ruhigeres, gesitteteres Benehmen.

Als man endlich in New-York anlangte, war sie viel mehr Dame geworden, als ihre Eltern, die bereits an der Möglichkeit, sie zu zähmen, verzweifelten, es in kurzer Zeit je für möglich gehalten.

Was war der treibende Gedanke, die leitende Kraft bei dem kleinen Trotzkopfe zu so rascher Besserung gewesen?

Das blieb Allen ein Räthsel.

Allen außer Einem. Dieser Eine war Jack Sayders. Er hatte sie nach einem übermüthigen Jungenstreiche — beiläufig — den letzten, den sie gemacht, ohne viele Umstände bei Seite genommen und sie gefragt, wie lange sie noch fortfahren wolle, sich so zu betragen, daß ihre Mutter genöthigt sei, über sie zu erröthen, und daß beide Eltern, die doch wahrlich Kummer genug über die verlorene Heimath hätten, sich ihrer schämen müßten.

Da sie, mit trotziger Miene vor sich niederblickend, nichts erwiderte, sprach er weiter:

Er sei immer der Meinung gewesen, sie liebe

ihre Eltern, jetzt aber habe er seine Ansicht geändert.

„Warum?“ stieß sie halb zornig, halb trotzig hervor.

„Weil, wenn Du ein Herz für sie hättest, Du besser Deiner Pflicht gegen sie eingedenk sein, und Dich bemühen würdest, statt ihren Kummer und ihre Sorgen durch Dein Betragen zu erhöhen, die Freude und das Glück ihrer Tage zu sein,“ erwiderte er voll Nachdruck.

Sie schwieg noch immer, und schon wollte er sich abwenden, da blickte sie auf, und ihre Hand auf seinen Arm legend, fragte sie dringend:

„Und Du glaubst wirklich, daß meine Wildheit ihnen Kummer macht?“

„Gewiß, Janet, schweren Kummer. Denn Beide sehen es mit Schmerz voraus, daß Dein Betragen in England, Deines Vaters Heimath, eine Quelle endloser Verlegenheiten nicht nur, sondern geradezu der Schande für sie sein wird.“

Sie warf den Kopf zurück und erwiderte energisch:

„Nein, das wird es nicht. Ich werde mich dem Gebrauche fügen. Ich will lernen, was mir fehlt, was Andere können, kann ich auch.“

„Wohl, das kannst Du. Wolle es nur und Du wirst es können."

„Ich will," erwiderte sie mit einem Aufblitzen der schönen Augen, das deutlich sagte, wo ich will, giebt es keine Schwierigkeit, die ich nicht zu besiegen vermöchte.

Er hatte erwidert:

„Wohl, das ist gesprochen, wie es der Urenkelin des großen Adlers ziemt. Jetzt erst erkenne ich meinen Liebling, meine Waldrose wieder."

Das wohl bekannte, lange vermißte, zauberisch schöne Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie ihm hierauf die Hand reichte.

Beide schüttelten sich die Hände und Keiner sprach wieder ein Wort darüber. Das Resultat aber war das schon erwähnte.

3.

Heimwärts.

In New-York fand Sir Frank eine große Anzahl Briefe vor, unter denen sich zwei Briefe seiner Mutter befanden.

Der erste meldete ihre aus Langeweile unternommene Reise nach Denham Place, wo sie die überraschende Entdeckung seiner Mündel gemacht, und floß förmlich über von einem ihn bei seiner Mutter sehr forcirt anmuthendem Entzücken über das reizende Geschöpf, das ihr bisher vorenthalten zu haben, sie ihm gar nicht vergeben könne.

Sie sei entschlossen, Viola aus dem alten Neste zu entführen, werde sie mit sich nehmen und sie in die Gesellschaft einführen.

Sir Frank war durch diese Mittheilung auf das Unangenehmste überrascht und bereits begann

sich in seinem Mißmuth darüber eine leise Besorgniß um das Wohl des geliebten Mädchens in ihm zu mischen.

Denn seit jenem Abende in Rom hatte Lady Denham ihres Sohnes Achtung unwiederbringlich verloren, er mißtraute ihr.

Im zweiten Briefe überbot das Entzücken über die neue Pflegetochter weit die des ersten, und die Schilderungen des Aufsehens, welches ihre Schönheit und Anmuth in der Gesellschaft mache, waren schier endlos.

Lady Denham sprach schließlich ihre bestimmte Absicht aus, Viola, wenn diese die mannigfachen Prüfungen, welche einer solchen beauty of season nicht erspart blieben, ohne Tadel bestehe, als Tochter zu adoptiren.

Sir Frank warf mit einem Ausruf des tiefsten Verdrusses den Brief weit von sich, sprang auf und lief, ohne die übrigen Briefe — und es war manch' wichtiger von seinem Beamten dabei, er wußte das und hatte vorher Eile gehabt, sie zu lesen — eines Blickes zu würdigen, mit wahren Sturmschritten im Zimmer auf und nieder.

Die Ueberlegung, der er sich mit tief auf die Brust gesenktem Kopfe und auf dem Rücken gekreuzten Händen hingab, dauerte nicht lange.

Rasch zum Schreibtische tretend, bewegte er stürmisch die Klingel.

Als der Kammerdiener eintrat, rief er diesem entgegen:

„Packe Alles ein. Wir reisen so schnell nur ein Steamer nach England geht. Geh' und erkundige Dich unten im Büreau und bringe sofort Nachricht."

„Zu Befehl, Mylord. Aber ich glaube nicht, daß Mr. Benett —"

„Weiß schon," unterbrach ihn der Lord ungeduldig. „Er wird seine Vermögensgeschäfte mit der Bank nicht so schnell abwickeln können, um mich sogleich zu begleiten.

Das thut nichts, ich kann nicht länger auf ihn warten, wir müssen dann in London zusammentreffen."

„Ihre Gnaden Lady Denham ist doch nicht —?"

„Krank, meinst Du?" unterbrach Sir Frank wieder des besorgten Vertrauten Rede.

„Nein, krank ist sie nicht. Sehr gesund sogar, zu gesund," er lachte laut und hohnvoll auf.

„Na, mein Alter," fuhr er fort, des bestürzten Dieners consternirte Miene gewahrend, „erschrick nur nicht, ich habe meinen Verstand noch bei-

sammen. Die Sache ist die: Ihro Gnaden haben durch irgend welchen Zufall — verdammt sei er! —" schaltete er grimmig ein — „Miß Viola entdeckt und sie mit sich nach London entführt. Zwar ist meine Mutter überaus entzückt über ihr neues Spielzeug, spricht sogar davon, Viola zu adoptiren und —"

„Desto schlimmer, Mylord! Desto schlimmer!" unterbrach in seinem Schrecken sehr unehrerbietig der Alte den Herrn, „Sie haben Recht, Mylord, wir müssen dem armen Kinde sofort zu Hilfe kommen. Gott verhüte nur, daß Ihre Herrlichkeit die Frau Mutter errathen, daß Mylord — Ach Verzeihung, Mylord! ich bin ein dummer alter Schwätzer —" unterbrach er sich, indem er sich auf den Mund schlug, der Gedanken ausgeplaudert, die nicht laut werden durften. Denn Lord Denham liebte es nicht, sich errathen zu sehen, wenn er auch dem treuen alten Diener viele Vertraulichkeiten gestattete und ihm manches nachsah, was er von Niemand Anderem geduldet hätte.

Diesmal glaubte der Kammerdiener aber doch die ihm gesteckte Grenze unvorsichtig überschritten zu haben und erwartete mit gesenktem Kopfe irgend ein strenges Wort der Zurückweisung, das verdient zu haben er sich vorwarf.

Statt dessen trat Sir Frank näher und die Hand auf des Dieners Schulter legend, sagte er gütig: „Du meinst, wenn sie erriethe, daß ich Viola liebe, daß ich in ihr mein künftiges Weib sehe?“

„Ja, ach ja, Mylord! Verzeihen Sie, daß ich es wagte zu combiniren, aber — man ist ja nicht blind, und ich war so glücklich über meine Entdeckung. Eure Lordschaft könnte ja in der ganzen weiten Welt kein lieberes, schöneres, reineres und tugendhafteres, edleres Mädchen finden als Miß Viola.“

„Du hast Recht mein Alter, das denke ich auch. Aber — obgleich ich das festeste Vertrauen in Viola's Reinheit und Tugend setze, denke ich, es wird doch besser sein, wenn ich in dem Strudel der Welt, in dem meine Mutter das unerfahrene Kind so plötzlich geschleudert, an ihrer Seite bin.“

„Besser gewiß, Mylord — viel, viel besser —“ erwiderte nachdrücklich der treue Diener. „Obgleich ich nicht glauben mag, Miß Viola könne trotz aller Unerfahrenheit etwas thun, was auch nur den kleinsten Makel auf sie zu werfen vermöchte. Aber, Mylord,“ fügte er mit Bedeutung hinzu — „ich bin ein alter Mann und habe in meinem Leben schon viel Uebles aus dem

Scheine entstehen sehen, den Uebelwollen oder Mißgunst auf Unschuldige zu werfen verstand. Drum will ich nur jetzt laufen und Gott möge geben, daß noch heute ein Schiff nach England abgeht.

Ich wollte, wir könnten uns in einen Luftballon setzen, um rascher drüben zu sein," murmelte er im Abgehen.

„Ja, das wünschte ich auch," dachte der Lord, der die gemurmelten Worte verstanden hatte.

Merkwürdig — der treue Alte hat ganz dieselben Gedanken, dieselben Befürchtungen wie ich.

Nun, im Grunde ist nicht viel Merkwürdiges dabei, er kennt eben meine Mutter so gut als ich, ja, ihm ist vielleicht noch viel mehr von ihren Intriguen bekannt, obgleich ihm die Erfahrung von Rom abgeht. Er kam jung in meines Vaters Dienste und —

Hier wurden die Meditationen Sir Frank's von Lieutenant Howard unterbrochen, der, in das Zimmer stürmend, ausrief:

„Was? Ist es wahr, was mir Bill eben sagt, wir reisen schon heute heim?"

„Ja, in der That, Aubry, so ist es. Das heißt, ich reise. Willst Du noch bleiben, um auf

Benett und Familie zu warten, so werde ich Dir gewiß kein Hinderniß in den Weg legen."

„Aber warum diese Eile? Was ist los? Wo brennt es?"

„Hier, lies diese beiden Briefe," erwiderte lakonisch der Lord.

Mr. Howard ergriff die ihn gereichten Papiere und vertiefte sich in die Lectüre dessen, der laut Datum der älteste war.

Er hatte diesen noch nicht weit gelesen, als er, aufblickend, sehr ernst sagte:

„Du hast Recht, Frank, es ist gut, wenn Du so schnell als möglich nach London eilst."

„Nicht wahr? Aber lies nur weiter, lies den zweiten Brief und —

Nun, was bringst Du," wendete sich der Lord abbrechend zu dem zurückkehrenden Alten. „Wann geht der nächste Steamer?"

„Heute Abend, Mylord, und hier sind neue, soeben angekommene Briefe."

„Von Mylady?"

„Ja, es sind sogar zwei dabei."

„Gieb sie her." In fieberhafter Eile riß Sir Frank den zuerst auf, welcher das älteste Datum des Poststempels zeigte. Die Briefe waren etwas mehr als einen Monat auseinander, er hielt sich

jedoch im Augenblicke nicht mit Nachdenken über diesen auffälligen Umstand, daß sie zu gleicher Zeit von Europa ankamen, auf, obgleich er ihn wohl bemerkte.

Hastig eilten seine Augen über das Schreiben, er nickte ein paarmal heftig mit dem Kopfe, als lese er nur, was er erwartet, und warf endlich, kurz auflachend, Mr. Howard den Brief mit den Worten zu:

„Da lies. Es ist ganz, wie ich mir gedacht."

Dabei öffnete er schon das zweite Schreiben. Aber er hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er tödtlich erblaßte und der Brief seiner plötzlich wie Espenlaub zitternden Hand entfiel, die sich tastend nach einer Stütze ausstreckend, krampfhaft die Kante des Tisches, vor dem er saß, erfaßte. Es dunkelte vor seinen Augen, und ihm war, als versänke er in einen Abgrund.

Dieser Anfall ging jedoch so rasch, als er gekommen, vorüber, er bückte sich, um den zu Boden gefallenen Brief aufzuheben, wobei er vor sich hinmurmelte:

„Es ist ja nicht möglich! Ist nicht möglich!"

Mr. Howard hörte die seltsam gebrochenen Laute, die der klangvollen Stimme Lord Denhams so unähnlich waren, daß er glaubte, es müsse

Jemand anders gesprochen haben. Rasch aufblickend, erschrak er fürchterlich über die leichenhafte Blässe des Freundes.

„Um Gott! Was ist Dir, Frank?" rief er aufspringend, und zu ihm eilend, streckte er die Hand nach der auf dem Schreibtische stehenden Handglocke aus.

Aber Lord Denham's eiskalte Hand ergriff die seine und er sagte:

„Nein, laß das. Ich bin ganz wohl, nur — nur — Viola! O Gott, ich kann — ich kann das Fürchterliche nicht aussprechen, ließ es selbst!" Er öffnete die Hand, in welcher er den Brief zusammengeballt hielt, ließ ihn auf die Tischplatte fallen und warf sich, das Gesicht in den Händen bergend, stöhnend vor Qual in seinen Stuhl zurück.

Mr. Howard überflog Lady Denham's schändliches Machwerk mit den Augen. Auch er wurde durch die mit solcher anscheinenden Wahrheit in tiefster Entrüstung niedergeschriebene Meldung außerordentlich bestürzt und erschreckt.

Aber diesem Schrecken folgte blitzschnell das wohl motivirte Mißtrauen in die Wahrhaftigkeit der Schreiberin.

„Das ist nicht wahr, Frank!" rief er empört,

den Brief mit einer Geberde des Ekels weit von sich schleudernd. „Wenn Viola so ist, wie Du sie mir geschildert, wie kannst Du glauben, daß dies Mädchen so tief fallen könnte? Du thust ihr Unrecht, schweres Unrecht! Du wirst das noch bitter bereuen."

„O, auch ich dachte so im ersten Augenblicke!" stöhnte der Lord. „Aber muß ich es nicht glauben? Wie könnte meine Mutter es wagen —"

„Ach! Frage doch nicht, was solche Weltdame, wie Deine Mutter, die Zeit ihres Lebens immer besonderes Vergnügen an der Intrigue gefunden, nicht kann, um sich eines Mädchens zu entledigen, in der ihr Scharfsinn eine unwillkommene Schwiegertochter wittert. Sie kann Alles.

Derartige Damen haben in solchen Fällen ein sehr weites Gewissen und unternehmen Manches, was, geriethe es vor das Forum der Oeffentlichkeit, sie in sehr unliebsame Berührung mit dem Strafrichter zu bringen wohl geeignet wäre.

Komm', ermanne Dich. Halte den Glauben an die Geliebte, an ihre Reinheit und Unschuld hoch! Lasse sie selbst in Deinen Gedanken nicht besudeln durch eine Verläumdung, die meiner tiefsten Ueberzeugung nach nur erfunden wurde, um Euch zu trennen.

Laß uns reisen, ich begleite Dich jetzt auf jeden Fall. Vielleicht mag sogar der Schein gegen sie sein.

Mißtraue diesem, ein intriguantes Weib hat tausend Mittel, ihn hervorzurufen, um das reinste Wesen zu verdächtigen, wenn sie es wünscht. Glaube nur Deinem eigenen Urtheile, nicht Deiner Mutter."

„Ach, Aubry!" rief der Lord, sich wie neu belebt erhebend. „Hättest Du Recht, wie glücklich würde ich sein! Denn glaube mir, diese Augenblicke qualvoller Leiden haben mir gezeigt, wie abgrundtief die Liebe zu Viola in meinem innersten Herzen wurzelt, ich könnte sie nicht herausreißen, ohne den letzten Keim des Lebens mit zu zerstören.

Wäre sie in der That unwürdig — so müßte ich sterben.

Ich möchte so gern an sie glauben, und wäre nicht Rochester als ihr Verführer genannt, so würde das mir leicht sein, denn Gott sei es geklagt! Ich halte meine Mutter in der That solch' schimpflicher Intrigue fähig.

Aber dieser Rochester ist ein so gewandter Verführer, ich habe so unerhörte Erfolge seiner Künste bei den stolzesten Tugendheldinnen gesehen, daß

ich zitternd meinen Glauben, den ich so gern festhalten möchte, wanken fühle.

Vielleicht ist sie auch unschuldig seine Beute geworden, denn dem gewissenlosen Elenden soll ja, wie man sagt, jedes Mittel recht sein. Wie viele Tugenden fielen lediglich aus Unerfahrenheit, ohne eigentlich schuldig zu sein.

Mir wäre Viola so wie so verloren."

„Man sagt! — Ei ja, man sagt! Das ist für alle Weltleute ein sehr geläufiger Begriff. Du solltest solchen Gemeinplatz weder wiederholen noch daran glauben. Ich meinestheils glaube auf meine Ehre in Bezug auf Meredith Rochester nicht an dieses On dit!

Ich habe mehrere Male in Ehrenhändeln in seiner und der Angelegenheit Anderer mit ihm zu thun gehabt und ihn da stets als tadellos befunden.

Es will mir deshalb nicht in den Sinn, daß er in Bezug auf die Frauenwelt so gewissenlos sei, als die Fama, die nur zu oft lügenhafte Dinge von ihm erzählt.

Meiner festen Ueberzeugung nach kann ein Mann nicht auf der einen Seite die Ehre selbst und gleichzeitig auf der anderen ganz Schurke sein.

Seine Siege bei den Frauen hat er wohl allein seiner persönlichen Unwiderstehlichkeit und seinen in der That nicht geringen Verführungskünsten, aber nicht unehrenhaften Mitteln zu danken.

Ich meine, Du hast genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß so manche Dame, die sich als Tugendheldin giebt, im Inneren oft verdorbener ist als die arme Straßendirne, die aus leiblicher Noth, verführt durch schlechtes Beispiel oder gar gezwungen durch schändliche Eltern, in den Pfuhl des Lasters hinabgesunken ist. So manche stolze Schöne ist nur so lange tugendhaft als ihr die Versuchung und — die Gelegenheit fehlt. — Solchen Tugenden gegenüber hat dann ein Mann wie Rochester leichtes Spiel und derartige Gefallene nehmen es dann, wenn ein unglücklicher Zufall ihre Schmach an das Licht des Tages bringt, nicht sehr genau mit der Wahrheit. Sie wissen mit Meisterschaft das unschuldige Opfer und den Mann, den sie sich vielleicht selbst entgegengebracht oder dem sie wenigstens ohne vieles Zaudern sich ergeben haben, als teuflischen Verführer hinzustellen, der sich, um ihre tadellose Tugend zu besiegen, unehrenhafter Mittel bedient habe."

„Du bist ein beredter Anwalt dieses leichtsinnigen Mannes."

„Das bin ich, weil ich ihn nie auf unehrenhaftem Wege gesehen habe. Ich verdamme gleich Dir sein leichtsinniges Leben, aber ich bin überzeugt und behaupte, daß er nie mit unehrenhaften Mitteln seine Siege erwirbt. Und da Du doch wohl, was Du auch sonst von Meredith Rochester denken magst, darinnen mit mir einverstanden sein wirst, daß Dein schönes, tugendhaftes Mündel nur in solcher Weise gefallen sein könnte, so folgt daraus —"

„Daß ich den Glauben an sie wieder gefunden und festhalten will in meinem Herzen, wofür ich Dir, mein treuer Freund, mein Retter aus bitterster Noth innig danke!" rief Sir Frank, den Freund herzlich umarmend.

Im Laufe des Tages ward in aller Eile noch das Nöthige zur Reise besorgt und Abschied von Mr. Benett, seiner Familie und den Uebrigen genommen.

Mr. Benett hoffte im Laufe der übernächsten Woche noch alle Geschäfte, welche die Uebertragung seines immer noch bedeutenden Vermögens aus der amerikanischen Bank in die englische nöthig machten, zu erledigen, worauf er mit dem nächsten Schiffe nachzukommen gedachte.

Ganz besonders schwer wurde den Freunden

der Abschied von Jack Sayders, der durchaus nicht zu einem Versprechen, seinen Freund Benett nach England zu begleiten, zu bewegen und die herzlich gebotene Einladung, als Freund auf Sir Franks Besitzungen zu leben so lange es ihm da gefalle, anzunehmen war.

Sir Frank sowohl als Mr. Howard hatten den kühnen, ungewöhnlich gebildeten Jäger, dessen ganze Persönlichkeit und Wesen zu auffallend mit seiner Lebensstellung contrastirte, um hinter diesem Contraste nicht ein ihn betreffendes Geheimniß zu errathen, schätzen und achten, ja lieben gelernt.

Als sie beim Abschiede noch einmal in ihn drangen, war Mr. Benett dazwischen getreten und vertraute, Lord Denham bei Seite ziehend, diesem, daß Familienverhältnisse eine Rückkehr seines Freundes Jack nach England nicht gestatteten. Er sei — doch dies müsse strenges Geheimniß bleiben — von vornehmer englischer Abkunft, habe es aber verschworen, den Fuß je wieder auf englischen Boden zu setzen, ehe nicht sein Todfeind, und dies sei leider sein ältester Bruder, dem der Vater in allen Machinationen gegen Ehre und Glück des jüngeren Sohnes beigestanden, im Grabe ruhe. Noch aber lebe Jener und so

sei eine Reise nach England für Jack Sayders unmöglich.

— — — — — — —

Seit Janet sich endlich an die etwas moderirte europäische Damenkleidung gewöhnt und das ihr als Zwischenstation dienende Bloomercostüm abgelegt hatte, war auch der Geschmack an Schmuck und Putz wieder bei ihr eingekehrt.

Je mehr sie in die Manieren einer Dame sich hineinfand und je gewohnter ihr die erst so verhaßte Toilette einer solchen ward, um so mehr wuchs ihre Geschicklichkeit, diese ihrer eigenthümlichen, pikanten Erscheinung so anzupassen, daß jeder Reiz an ihr seine Folie darinnen fand.

Sie war schöner, als sie je in den Urwäldern ihrer indianischen Heimath gewesen.

Mr. Howard hatte dies mit Entzücken gesehen, obgleich er immerfort ihr zur Zielscheibe von Neckereien und Sticheleien dienen mußte, die oft genug in recht ernsthaftes Schmollen von beiden Seiten ausgeartet waren, denen aber noch immer baldige Versöhnung gefolgt war.

Mr. Howard trennte sich also mit schwerem Herzen von ihr, er wäre gar zu gern auf dem Schiffe, das sie mit den Eltern nach ihrer neuen Heimath bringen sollte, an ihrer Seite geblieben.

Denn was konnte auf dieser zwölf- bis vierzehntägigen Reise nicht alles passiren!

War sie doch schon auf der Königin des Westens, trotz ihrer knabenhaften Wildheit und ihrer damaligen unvortheilhaften Erscheinung, der Gegenstand beeiferter Bemühungen von Seiten der jungen, mitreisenden Herren gewesen.

Wie würde das erst jetzt sein bei ihrer täglich wachsenden Schönheit, konnte sie nicht unterweges ihr Herz an einen Mitreisenden verlieren? Und es schien Mr. Howard, ohne daß er sich von dem Grunde dieser Ansicht Rechenschaft gegeben, als bedeute eine solche Eventualität ein recht großes Unglück für ihn.

Dennoch hatte sein treu an dem Freunde hängendes dankbares Herz, alle persönlichen Wünsche bei Seite schiebend, den Sieg gewonnen.

Er trennte sich tapfer von dem Mädchen, mit dem er sich in letzter Zeit innerlich viel mehr beschäftigt hatte, als er sich selbst gestand und dem Kapitän zugeben wollte, der ihn weidlich peinigte und ihn unaufhörlich mit seinem einstigen Traume von der indianischen Squaw in Bezug auf Janet neckte.

Sein nicht abzuleugnendes Interesse nannte er dem Kapitän gegenüber brüderliches Wohl-

gefallen an dem — Kinde und Freude des Psychologen an der Entwickelung der in ihr schlummernden Fähigkeiten und Talente.

Kapitän Hill wollte nichts vom Abschiednehmen wissen, er sagte nur, auf Wiedersehen, da er versprochen hatte, bald nach England zu kommen und Lord Denham für längere Zeit zu besuchen.

Mr. Thornton war reich belohnt worden und hatte von Mr. Benett eine neue, wenn auch nicht viel leichtere Aufgabe übernommen, als die gewesen, ihn selbst aufzufinden.

Mr. Benett hatte ihn beauftragt, jenen Betrüger aufzufinden, der Mrs. Benett aus England hatte abholen und zu dem Sohne geleiten sollen.

Es mag hier gleich bemerkt werden, daß es diesmal Mr. Thornton's Schlauheit nicht gelang, den Gesuchten aufzufinden. Der Schurke war und blieb verschwunden und die ganze Angelegenheit unaufgeklärt.

4.

Die Irre.

Die Ueberfahrt nach Europa war eine glückliche und überaus schnelle, zwölf Tage und zehn Stunden, nachdem sie den Hafen von New-York verlassen hatten, stiegen sie in London an's Land.

Lord Denham hatte seine bevorstehende Ankunft Niemandem gemeldet und verbot sämmtlichen Dienern bei Strafe sofortiger Entlassung, diese seiner Mutter, die in ihrer Villa in Brighton verweilte, mitzutheilen.

Diese Abwesenheit war ihm hochwillkommen, denn ehe er ihr gegenüber trat, wollte er wissen, ob und wie weit sie ihn belogen.

Was er nun aber durch eine sofortige Untersuchung erfuhr, versetzte ihn in tiefste Trauer.

Lady Denham hatte ihre Maßregeln zu gut genommen und ihr Lügengewebe so dicht und dauerhaft gesponnen, daß kein Schimmer der Wahrheit hindurchdringen konnte.

Die Dienerschaft berichtete was sie wußte, daß dies nichts als absichtlich vorbereitete Täuschung war, konnte nicht ihnen zur Last gelegt werden.

Hätte aber der Lord und Mr. Howard auch all' dem ihren Glauben versagen wollen, so blieb doch dies als unläugbare Thatsache stehen, daß Viscount Rochester Miß Werners täglicher Gefährte in Grange Manôr gewesen. Daß Miß Werner mitten in der Nacht von dort verschwunden war, ohne eine Spur zu hinterlassen, wohin sie gegangen, und daß am Abend vorher der Viscount Rochester sein Schloß verlassen, um sich nach London zu begeben, von wo er am zweiten Tage — also wäre es hinreichend Zeit gewesen, die Geflohene aufzunehmen — mit seiner Yacht in See gegangen sei.

Noch war er nicht zurückgekehrt und Niemand von seinen Leuten wußte, — oder gab vor, es nicht zu wissen — wo er war.

Dazu kam, daß dies nicht das erste Mal war, daß der Viscount solch' geheimnißvolle Reise

machte, von der man nachträglich wissen wollte, daß diese oder jene angeblich im Auslande weilende Schöne sie getheilt. Also lag die Vermuthung, daß er auch diesmal sein Opfer bei sich habe, nur allzu nahe.

Lord Denham war in Verzweiflung, die, als die Kräfte zum Leiden sich erschöpft hatten, in einen Trübsinn überging, welcher in Mr. Howard höchste Besorgniß weckte.

Die Ankunft Mr. Benett's und seiner Familie schien eine wohlthätige Wirkung auf ihn auszuüben, sie rüttelte ihn auf aus seiner schmerzlichen Versunkenheit, er erinnerte sich an sein gegebenes Versprechen, den Sohn persönlich der armen Mutter zuzuführen. Edeldenkend wie immer, vergaß er sich selbst und seinen Kummer, um zu vollenden, was er gelobt.

Er fuhr mit Mr. Benett nach dem Irrenhause, in dem die arme Mutter ihre Tage vertrauerte, auf seine Kosten gleich einer Prinzessin gehalten.

Sie litt nicht mehr, denn sie empfand nichts mehr von dem früheren nagenden Kummer und der ihren Geist aufreibenden Sehnsucht nach dem Sohne oder der entsetzlichen Angst um sein Leben. Sie schien gänzlich die Fähigkeit der Erinnerung

verloren zu haben, war aber im Uebrigen harmlos wie ein Kind, plauderte auch gleich einem Kinde.

Man ließ ihr all ihren Willen, denn sie forderte nie etwas, was man ihr hätte um ihretwillen versagen müssen. Ruhig und sanft in ihrem Wesen, beschäftigte sie sich mit feinen Arbeiten und strickte namentlich gern, sie pflegte die Blumen des Gärtchens, das ihr zu alleiniger Benutzung überlassen war, spielte sehr gern mit den Kindern des Anstaltsdirektors und Oberarztes und war von ihnen sehr geliebt.

Sie war gesund von Körper und erschien kräftiger als früher, ihre Wangen waren voller und die Blässe derselben, welche ihr einst von Lady Kate Halsingham den herzlosen Spottnamen die Gypsfigur eingetragen hatte, war einer zarten, lebensvollen Röthe gewichen. Sie wäre eine schöne Greisin gewesen, wenn ihren starrblickenden Augen nicht das Licht des Geistes gefehlt hätte.

Dem Sohne brach fast das Herz bei diesem Wiedersehen der Mutter, die er vor zwanzig Jahren in blühender Gesundheit und Jugend verlassen hatte.

Der Direktor verhehlte Sir Frank nicht, daß er nur sehr geringe Hoffnung auf ein Erkennen

des Sohnes von ihr hege. Seit mehr als einem halben Jahre seien die früheren Lichtblitze auftauchender Erinnerung, während deren sie allerdings so viel gelitten habe, daß er über ihr Verschwinden fast froh gewesen sei, völlig ausgeblieben.

Der erfahrene Arzt sollte leider Recht behalten. Alles was man versuchte, um Mrs. Benett's Erinnerung zu wecken, blieb vergeblich.

Sie erkannte Sir Frank weder, noch wollte sie etwas von dem Sohne wissen, als er, zu ihren Füßen sinkend, seine Arme nach ihr ausstreckte und sie mit den zärtlichsten Liebes- und Schmeichelnamen rief, deren er sich noch aus der Kindheit glücklichen Tagen erinnerte. Nichts, auch gar nichts wollte helfen und seine Stimme wurde schwächer und erstarb endlich in einem qualvollen Schluchzen.

Bisher hatte sie ihm ruhig zugehört, jetzt aber wich sie furchtsam vor ihm zurück, und sich an die Seite des Direktors flüchtend, sagte sie ängstlich: „Was will der fremde Mann? Ich kenne ihn nicht. Schicken sie ihn fort, er ängstigt mich mit seinen Thränen. Warum weint er denn eigentlich?“ setzte sie in Ton und Weise eines neugierigen Kindes hinzu.

Der Arzt ergriff ihre Hand, den Finger prüfend auf ihren Puls legend und sie scharf im Auge behaltend, sagte er langsam, jedes Wort hervorhebend — „Warum er weint? Ach, der Arme hat seinen Sohn verloren!"

Er hatte sich schwer zu diesem gewagten Experiment, ihre Besinnung zu wecken, entschlossen, aber es blieb wie alle Uebrigen erfolglos.

Nicht die mindeste Bewegung war bei ihr zu bemerken, ruhig und träge wie immer schlugen die Pulse. Sie zeigte nicht die mindeste Theilnahme und schien von der Schwere einer solchen Thatsache durchaus keinen Begriff zu haben, denn sie sagte sehr kühl: — „So? also darum weint er? Nun, er findet ihn wohl wieder. Er wird sich versteckt haben wie Bessy —" das war des Direktors jüngstes Töchterchen. „Soll ich Bessy holen? Vielleicht hat sie den Sohn des Mannes gesehen." Sie schien sichtlich bestrebt, möglichst bald aus der Nähe des armen Sohnes zu kommen, der, noch immer mit dem herzerschütternden Schluchzen kämpfend, das seine männliche Brust zerriß, einen bemitleidenswerthen Anblick der Fassungslosigkeit bot. Die Täuschung war zu bitter für das hoffende Herz des liebenden Sohnes gewesen, ihr war der Held erlegen.

Sir Frank that das Herz weh, den kühnen Krieger, den tapferen, edlen Häuptling so gänzlich gebrochen vor sich zu sehen.

„Ja, gehen Sie, meine Liebe," erwiderte der Director. „Bessy sucht Sie gewiß schon in der Laube."

In diesem Augenblicke machte Mr. Benett eine gewaltsame Anstrengung, sich zu fassen, und es gelang. Die Hand nach der Mutter ausstreckend, öffnete er den Mund, sie nochmals anzureden, aber der Director erhob warnend und mahnend die Hand, ihm Schweigen gebietend. Währenddem glitt Mrs. Benett, nach einem höflichen Neigen des Hauptes gegen die Anwesenden, aus dem Zimmer.

„Nein, quälen Sie sich und Ihre arme Mutter nicht, Mr. Benett," sagte der Director, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte. „Auf diese Weise geht es nicht. Für heute muß sie durchaus unbehelligt bleiben."

„So haben Sie keine Hoffnung mehr, ihren Geist zu wecken, Doctor?" fragte Lord Denham, während der Sohn sich in einen Stuhl warf und seine wie Feuer brennenden Augen mit der Hand bedeckte.

„Das will ich nicht gerade sagen. Aber, wie

schon gesagt, sie ist sehr gering. So lange wir noch nicht Alles versucht haben, wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben.

Wäre ich noch ein junger Arzt mit wenig Erfahrung, so stände ich jetzt allerdings am Ende meiner Hilfsmittel, wie meiner Hoffnung. Ich habe aber im Laufe meiner langen, obschon schweren, doch auch recht segensreichen Berufsthätigkeit so viel scheinbar Hoffnungsloses gelingen und aus tiefster Geistesversunkenheit die nachhaltigsten Geistesblitze aufleuchten sehen, daß ich noch lange nicht sagen mag, es sei Alles vergebens.

Darum fassen Sie Muth, mein lieber Mr. Benett," fügte er hinzu, seine Hand auf die Schulter des Tiefbekümmerten legend. „Vertrauen Sie auf Gott, bei ihm steht alle Macht. Er kann den scheintodten Geist Ihrer Mutter zu neuem Leben erwecken. Lassen Sie mich nachdenken, was wir nun zunächst versuchen wollen."

Mr. Benett drückte mit stummer Dankbarkeit die Hand des freundlichen Trösters.

Sir Frank aber sagte: „Sollte nicht Musik, vielleicht ein Lied aus früherer Zeit unserem Zwecke dienen können?"

„O ja, das wäre nicht unmöglich. Ich habe

daran auch schon gedacht, wir sprechen später darüber. Denn jetzt" — er warf einen Blick auf die Kaminuhr — „wird gleich die Stunde schlagen, welche mich zu meiner Pflicht ruft. Es ist die Zeit meiner gewöhnlichen Abendbesuche bei meinen Kranken. Beim Souper sehe ich Sie wieder und nach demselben wollen wir Rath halten."

Als am anderen Morgen Mrs. Benett zur gewohnten Stunde, das Strickzeug in der Hand, in der Laube ihres Gärtchens saß, horchte sie mit einem Male hoch auf.

Aus dem benachbarten Stechpalmen-Boskett drangen die etwas bebenden Töne einer wohlklingenden Männerstimme hervor, welche schottische und englische Volkslieder sang.

Sie ließ bald die allezeit fleißigen Hände ruhen und lauschte in vorgebeugter Haltung dem Gesange.

Dabei wurde der Ausdruck ihrer Züge ein immer freundlicherer, belebterer, sie wiegte wohlgefällig zu den sehr rythmischen Weisen den Kopf im Takte.

Endlich öffnete sie den Mund und sang leise mit, ohne freilich die Worte zu finden.

Der unsichtbare Sänger sang schwächer und

schwächer, und mit einem Male brach er mitten in einem Liede plötzlich ab.

Sie stockte auch und schwieg. Eine Weile lauschte sie, ob er wieder beginne, schüttelte dann, als alles still blieb, ärgerlich den Kopf und sagte vor sich hin: „Wie dumm! — Jetzt hat er aufgehört und ich kann mich nicht besinnen, wie es weiter ging."

Sie legte sinnend die Hand an die Stirn und machte sichtliche Anstrengungen, die Melodie wieder zu finden und fortzusetzen. Leise summte sie einige der eben gehörten Melodieen, aber keine wollte passen, bis sie plötzlich laut rief: „Ich hab's! Ich hab's! So, ja so ist es," und mit sicherer Stimme, die lauter erklang als vorher, setzte sie da ein, wo die Stimme vorher abgebrochen hatte und sang das Lied, jeden Ton richtig bringend, zu Ende.

Mit kindischer Freude, daß ihr dies gelungen, klatschte sie in die Hände und begann sogleich, noch einmal die Melodie vom Anfange beginnend, und sich sichtlich an den so lange nicht gehörten Tönen der eigenen Stimme ergötzend.

Als der unsichtbare Sänger aber von Neuem begann, brach sie sogleich ab und neigte sich lauschend zur Seite.

Es war Mrs. Heman's poetischer Sang vom besseren Lande. Mrs. Benett hatte dies oft mit ihrem Sohne gesungen, der sich selbst dazu eine Melodie erdacht.

I hear the speak of the better land;
Than call'st its children a happy band;
Mother'! oh, where is that radiant shore?
Shall we not seek it, and weep no more?
Is it where the flower of the orange blows',
And the fire-flies glance through the myrtlee baughs?
„Not there, not there, my child!"

etc.

Diesmal sang Mrs. Benett nicht mit. Sie lauschte — lauschte — lauschte. Gespannter und gespannter wurden die Züge ihres Antlitzes, die stieren Augen fingen an, sich zu beleben, ein inneres Licht begann in ihnen empor zu dämmern, sie wischte wiederholt mit der zitternden Hand über die Stirn, die sich mit Schweiß bedeckte, als wolle sie einen Schleier von dort entfernen, ihr Mund zuckte und heftig arbeitete die hochathmende Brust.

Der Mund öffnete sich wiederholt, aber kein Laut drang hervor.

Als endlich der Sänger, nachdem er die vierte Strophe beendet, den Refrain

„It is there, it is there, my child!"

mehrere Mal wiederholend, mit einem eigenthümlichen, jauchzerähnlichem Schnörkel schloß, da sprang sie auf, und indem ein Strom von Thränen aus dem so lange versiegten Quell ihrer Augen schoß, rief sie, die Arme emporstreckend: „Sein Lied! Sein Lied! Oswald! Mein Sohn, mein Sohn!" und — sank ohnmächtig in des beglückt herbeistürzenden Mr. Benett's Arme.

„O Doctor, Doctor! Sie stirbt! Kommen Sie schnell!" schrie er mit von Thränen erstickter Stimme und legte die leblose Mutter, ohne es nur zu wagen, sie an sein Herz zu drücken, auf die eben verlassene Bank zurück.

Der Arzt, welcher in der nächsten Nähe versteckt dem so glücklich gelungenen Versuche beigewohnt hatte, sprang schnell herbei und neigte sich über die Leblose.

Die Untersuchung war rasch beendet, er richtete sich wieder auf und sagte heiter:

„Beruhigen Sie sich, Mr. Benett, es ist nur eine Ohnmacht, die gar nicht günstiger kommen konnte.

Nehmen Sie Ihre Mutter auf und tragen Sie sie in Ihr Zimmer, sie darf nicht hier erwachen."

Mr. Benett folgte eilig der Weisung und schritt,

die ohnmächtige Mutter gleich einem Kinde in den Armen haltend, dem Hause zu.

Sir Frank war ebenfalls an der Seite des Arztes ein tiefbewegter Zeuge der Scene gewesen, und folgte nun mit diesem Mr. Benett.

Während Beide dahin schritten, fragte Sir Frank:

„Glauben Sie, Doctor, daß dies glückliche Erwachen des umnachteten Geistes Ihrer Patientin Bestand haben wird?"

„Ich hoffe es, Lord Denham. Ob Mrs. Benett freilich mit Bewußtein des Vergangenen erwachen wird, ist sehr fraglich, und ich erwarte es nicht, auch ist es kein Schade.

Der Gesang des Sohnes hat nun einmal glücklich den Bann gebrochen, welcher ihren Geist gefangen hielt, darauf läßt sich weiter bauen. Ich hoffe jetzt ganz bestimmt, sie heilen zu können."

Wider Erwarten erwachte Mrs. Benett bei vollem Bewußtsein aus ihrer mehrere Stunden währenden Ohnmacht, und ihre ersten Worte galten der Frage nach ihrem Sohne. Sie wollte ihn sofort sehen.

Obgleich nun der Director die unumgängliche Aufregung dieses raschen Wiedersehens fürchtete, sah er sich doch gezwungen, ihr nachzugeben, da

er eine Verweigerung ihres Wunsches, nach einem vorsichtigen Versuche dazu, für noch gefährlicher erkennen mußte.

Mr. Benett durfte also sofort in die ihm schluchzend entgegengestreckten Arme der Mutter eilen. Rücksichtsvoll zog sich der Director zurück, obgleich er, auf alle Eventualitäten gerüstet, in der Nähe blieb, um, wenn nöthig, sofort mit der Hilfe bereit zu sein.

Ziehen auch wir uns zurück. Die Heiligkeit solcher Stunde könnte durch eine Schilderung, und wäre es selbst die eines Gott begnadeten Dichters, nur entweiht werden. Wir fühlen uns einer Solchen am Wenigsten gewachsen.

Nach einigen Wochen der Beobachtung, welche der Doctor, der als vorsichtiger und durch Erfahrung gewitzigter Mann dieser wunderbar schnellen Genesung noch mißtraute, für nothwendig gehalten, durfte der glückliche Sohn die als geheilt erklärte Mutter der Anstalt entführen, und sie in die Arme seiner, sie mit liebevoller Ungeduld erwartenden Familie, nach dem Landhause in Richmond bringen, das Lord Denham, dem es eigen war, ihm angeboten hatte.

Sir Frank, der, um sich dem leidenschaftlichen Danke der Genesenen zu entziehen, schon früher

nach London abgereist war, versank schnell wieder in den vorigen Trübsinn, dessen er aber am Ende doch Herr geworden sein würde, hätte nicht Lady Denham, trotz der Vorstellungen Mr. Howard's, ja trotz des strengen Verbotes des Arztes, den Zutritt zu dem Sohne, der sie nicht sehen mochte, dennoch erzwungen.

Das bekam ihr jedoch sehr schlecht, denn ihr Sohn machte ihr eine fürchterliche Scene und ersparte ihr nichts von all' den aufgehäuften Vorwürfen und der unsäglichen Bitterkeit, welche sich in seiner Seele gegen diese egoistische und intriguante Frau angesammelt hatte.

Sie ihrerseits, wie immer, wenn ihre Leidenschaften erregt waren und sie sich glaubte gehen lassen zu können, maßlos in ihren Reden, vergaß sie sich so weit, Viola, die trotz ihres vermeintlichen Falles, an den er nach Allem wohl endlich glauben mußte, noch von Sir Frank in unverminderter Stärke geliebt ward, mit gemeinen Beschimpfungen zu überhäufen.

Sir Frank ward blaß gleich einer Leiche, aber er sagte kein Wort, trotz des tiefsten Grimmes und Zornes gegen die sich so rücksichtslos, ja gemein äußernde Frau, die mit so grausamer Hand in seiner offenen Herzenswunde wühlte,

vergaß er keinen Augenblick, daß es seine Mutter war, deren er sich zwar schämte, die aber für ihn unantastbar blieb.

Sich auf die Lippen beißend, daß sie bluteten, trat er zu ihr, ergriff stumm, ohne ihr wehe zu thun, aber mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Arm, führte sie zur Thür, öffnete diese, schob sie über die Schwelle, und die Thür wieder an sich ziehend, drehte er zweimal den Schlüssel um, ihr so die Rückkehr unmöglich zu machen.

Schaum auf den Lippen, Wuth und Rache im Herzen, entfernte sie sich.

Dieser Auftritt hatte aber die Seele Sir Frank's in ihren tiefsten Tiefen aufgewühlt und von Stunde an ward es schlimmer mit ihm.

Mr. Howard, der sich die erdenklichste Mühe gegeben hatte, den Ort, wohin der Viscount Rochester gereist war, zu entdecken, ohne etwas Besseres als leere Vermuthungen, die sich noch dazu eine der anderen widersprachen, erfahren zu können, war in Verzweiflung. Denn er fühlte es mit unabweisbarer Sicherheit, daß Rochester allein im Stande sei, Licht in diese dunkle Sache zu bringen.

5.

Meredith Rochester.

Von einem abermaligen vergeblichen Gange, den er im Interesse seines Freundes unternommen, sehr verdrießlich zurückkehrend, schlenderte Lieutenant Howard langsam Regentstreet hinab, als er sich plötzlich anrufen hörte, von einer Stimme, die ihn gleich einem elektrischen Strome berührte.

Sich blitzschnell wendend, sah er sich dem Viscount Rochester gegenüber, der ihm freundlich die Hand bietend, von dem Vergnügen sprach, welches ihm dies Begegnen in der ersten Stunde seiner Rückkehr verursache.

Der Viscount war magerer geworden und sehr blaß, sonst war er der Alte.

Zögernd nahm Mr. Howard die so freundlich

gebotene Hand und murmelte etwas von freudiger Ueberraschung.

Der Viscount neigte sich ein wenig und warf einen scharfen Blick in das Gesicht Howard's, der seiner Menschenkenntniß genug sagte.

„Holla!" rief er, „was ist los? Haben Sie etwas gegen mich? Es giebt wenig Menschen, an die ich diese Frage richten würde," setzte er stolz hinzu. „Ich würde den Meisten schweigend den Rücken kehren, wenn sie mein freundliches Entgegenkommen so aufnähmen, wie Sie es gethan.

Sie, Mr. Howard, achte ich und habe Sie gern. Deshalb frage ich nochmals: Was haben Sie gegen mich? Sprechen Sie sich aus."

„Das will ich, Mylord Rochester. Ihre Achtung ehrt mich und war bis vor Kurzem gegenseitig," erwiderte etwas wärmer Mr. Howard.

„War?" fragte der Viscount auffahrend.

„Nun, Mylord, ich hoffe, daß sie nach unserer Verständigung Ihnen für alle Zeit treu bleiben soll, denn wenn ich in Ihr Gesicht blicke, kann ich unmöglich an Ihre Schuld glauben."

„Schuld?" fragte gedehnt der Viscount und führte mit seinem Salonstöckchen einen Hieb durch

die Luft. Ein halb wehmüthiges, halb bitteres Lächeln auf den Lippen, sprach er weiter: „Ei! Ich fürchte sehr, daß ich in meinem Leben Schuld genug auf mich geladen habe. Aber," er schaute ernst in Mr. Howard's Gesicht, „ich bin mir keiner solchen bewußt, wegen der ich mich vor Ihnen zu verantworten hätte."

„Wirklich nicht, Mylord? Auch nicht, wenn Sie sich erinnern, daß Lord Denham mein Verwandter und theuerster Freund, und Miß Viola Werner seine Mündel ist?"

Die Wirkung dieser Worte war eine auffällige und Mr. Howard sank das Herz, so konnte doch wohl nur die Schuld, die schwere Schuld sich zeichnen.

Das Blut schoß mit intensiver Gewalt in des Viscount schönes Männerantlitz, um gleich darauf wieder zurückweichend eine Todesblässe zurückzulassen.

Ein elektrisches Zucken war durch seinen Körper gelaufen und die sonore Stimme klang matt und zitterte, als er hastig ausrief:

„Ist Lord Denham zurückgekommen? Wo ist er? Ich muß ihn sogleich sprechen?"

„Sie? Wollen Sie das wirklich wagen? Fürchten Sie nicht, daß er Sie in seinem

gerechten Zorne mit eigenen Händen erwürgen wird?"

Der Viscount hatte sich hoch aufgerichtet und sagte, einen strengen Blick auf den Lieutenant richtend, in kaltem, aber ruhigem Tone:

„Mäßigen Sie sich, Mr. Howard, und bedenken Sie, daß wir uns auf offener Straße befinden. Sie sind nahe daran, den Vorübergehenden ein Schauspiel zu geben. Für diese letzten Worte fordere ich sofortige Erklärung, doch da dies kein Gegenstand für die Straße ist, so folgen Sie mir vielleicht in meinem Wagen?"

Er winkte dem in geringer Entfernung haltenden Kutscher.

Mr. Howard verbeugte sich und folgte dem einladenden Winke, indem er in den herbeigekommenen Wagen stieg.

Der Viscount befahl „Nach dem Parke," stieg ein, zog die Blenden herab, und sich zu Mr. Howard wendend, sagte er mit festem Blicke: „Ich warte auf Ihre Erklärung."

So begann eine Unterredung, welche des Lieutenants vorgefaßte Meinung von der Ehrenhaftigkeit des Viscount voll bestätigte und die ganze in so abscheulichem Umfange und raffinirter

Bösartigkeit freilich nicht geahnte Intrigue der Lady Denham blos legte.

Lieutenant Howard erfuhr nun auch von dem Viscount, daß dieser seine Absicht, nach Indien zu segeln, und von dort aus eine Reise um die Welt zu machen, lediglich im Interesse Viola's aufgegeben habe. Die Yacht Rochester's hatte in einem Sturme in der Nähe des Cap der guten Hoffnung etwas Havarie erlitten und der Viscount sah sich genöthigt in den Hafen einzulaufen und in der Capstadt die Wiederherstellung der Seetüchtigkeit seines Schiffes abzuwarten.

Obgleich er sich nun allem gesellschaftlichen Treiben fern hielt und Niemandem Besuche machte, konnte doch die Ankunft eines Mannes von seinem Range nicht verborgen bleiben und er war nicht im Stande, sich ganz von den Landsleuten, die ihn aufzusuchen kamen, abzuschließen. Da erfuhr er denn auch durch dritte Hand, welche Gerüchte in London über ihn und Miß Viola Werner cursirten. Er war natürlich außer sich darüber und hätte am liebsten Denjenigen, der diese Nachrichten mit von England herübergebracht, zum Duell gefordert, doch war dieser glücklicherweise für den jungen Mann, er war zweiter Lieutenant auf einer Fregatte Ihrer Majestät, mit seinem

Schiffe bereits vor der Ankunft des Viscount weiter nach der Südsee abgereist. Ruhigere Ueberlegung sagte denn auch bald dem empörten Manne, daß, wenn er Alle, welche diese, sicher von Lady Denham geflissentlich ausgestreuten Gerüchte im Munde führten, fordern wollte, er nimmermehr fertig werden und doch weder Viola noch sich damit nützen werde. Viel besser war es, so schnell nur sein Schiff fertig zur See sei, sich auf den Heimweg zu begeben, um durch sein Erscheinen wenigstens einen Theil der Lästerzungen verstummen zu machen.

Beide Herren wurden darüber einig, daß Lord Denham sofort von Allem in Kenntniß gesetzt werden müsse, doch hielt es Mr. Howard bei dem bedenklichen Gemüthszustande seines Freundes für nöthig, erst dessen Arzt aufzusuchen, um von ihm zu erfahren, ob diese Mittheilungen ohne Gefahr gemacht werden dürften.

Die Meinung des Arztes ging nun dahin, daß keinerlei Bedenken vorlägen, daß vielmehr die gewaltsame Erschütterung dieser Nachrichten nur einen durchaus wohlthätigen Einfluß auf den Trübsinnigen äußern werde. Er wollte dann Verhaltungsmaßregeln ertheilen, falls etwa eine momentane Schwäche oder Bewußtlosigkeit sich

einstellen sollte. Aber Mr. Howard, von dieser Möglichkeit erschreckt, bestand darauf, daß er mit nach Denham Place fahren und im Drawing room das Resultat abwarten solle, um auf alle Fälle zur Hand zu sein.

Nach einigen Einwürfen, die jedoch von beiden Herren siegreich beseitigt wurden, willigte er ein, sie zu begleiten.

Als Mr. Howard in das Zimmer eintrat, in dem er, wie Bell ihm gesagt, Lord Denham finden sollte, saß dieser am Schreibtische. Doch er las weder, noch schrieb er. Die Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, saß er seit Stunden unbeweglich und grübelte wieder und immer wieder über die eine unfaßbare Frage, wie es möglich, daß Viola, diese Personification von Reinheit und Unschuld, so tief gefallen. Das war die Tretmühle, in der sich sein Geist Tag und Nacht im Kreise herumtrieb, denn selbst im Schlafe war dies seine Beschäftigung, wie der treue Bell, der den kurzen, unruhigen Schlaf seines Herrn zu bewachen pflegte, und seine verwirrten Reden während desselben hörte, Mr. Howard wiederholt erzählt hatte.

Sir Frank blickte nicht auf, als der Freund zu ihm trat, noch gab er Antwort auf dessen ihn freundlich begrüßende Worte.

Als aber Mr. Howard langsam sagte:

„Meredith Rochester ist zurückgekommen,“ da sprang er empor, als werde er durch eine unsichtbare Gewalt emporgeschleudert.

„Wo ist er?“ schrie er mit heiserer Stimme. „Ist Viola sein Weib? Wo nicht,“ fügte er mit Zähneknirschen hinzu, „so soll mir der Schurke nicht entgehen. Ich will jeden Tropfen seines Blutes haben.“

„Schmähe ihn nicht, Frank, er hat sich nichts vorzuwerfen, was nicht vergeben werden könnte.“

„Hahaha!“ lächelte der Lord hohnvoll und schneidend.

„Du bist ja mit Einem sehr nachsichtig! Hast Du Dich bestechen lassen von seinen Lügen?“

„Lügen giebt es allerdings hier, endlose Lügen, aber nicht er hat sie gemacht. Er und Viola nebst Dir sind die Opfer derselben. Die arme Viola! Sie ist rein und Deiner Liebe so würdig als je.“

„Ist sie? O Gott im Himmel! Ist sie?! Aubry, bei Deiner Ehre! Du täuschest Dich und mich nicht?“ schrie Sir Frank, und den Arm Mr. Howard's fassend, umklammerte er ihn mit beiden Händen, ihn mit einem Ausdruck von Hoffnung

und Angst beschwörend anblickend, der dem Freund tief zu Herzen ging.

„Bei meiner makellosen Ehre, sie ist es!“ erwiderte Mr. Howard feierlich.

„Das Ganze ist nichts als ein höllisches Lügengewebe, erfunden und ausgeführt von — Deiner Mutter.“

„Aubry!“ schrie Sir Frank, ihn mit weit aufgerissenen Augen entsetzt anstierend.

„Ja, ja, ich kann es Dir nicht ersparen, Du Armer. Es ist nur eine niedrige Intrigue Deiner Mutter, Deiner, Gott weiß es! des edlen Namens, den sie trägt, unwürdigen Mutter.“

„O Gott! Ist es denn möglich! Kann die Mutter so handeln an dem einzigen Sohne!?“ stöhnte Lord Denham, sich ganz zerknirscht in einen Stuhl werfend, doch fuhr er gleich wieder mit der Frage empor:

„Aber Viola! Viola! Wo ist sie? War sie wirklich nicht bei ihm?

Ach! Was rede ich da? Sie ist ja unschuldig, wie Du sagst — o — ich weiß ja kaum mehr, was ich spreche.

Mein Kopf ist so schwach — meine Gedanken verwirren sich — ich —“

Die Hand zur Stirn erhebend, stürzte er be=

wußtlos hinten über, ehe Mr. Howard ihn erreichen konnte.

Dieser Anfall hatte, da der Arzt ja glücklicherweise gleich zur Hand war, keine schlimmen Folgen.

Nach einer seit langer Zeit zum ersten Male in stärkendem Schlummer verbrachten Nacht befand sich Lord Denham zwar noch etwas schwach und angegriffen, aber wieder ganz wohl und konnte den Viscount empfangen, von dem er nun die eingehendste Schilderung alles dessen, was sich in seiner Abwesenheit mit Viola ereignet hatte, erhielt.

Der Viscount benahm sich wie ein echter Gentleman, der er war.

Er schonte sich nicht, verschwieg und bemäntelte nichts, sondern gab überall der Wahrheit die Ehre.

Schließlich bat er Lord Denham, ihm seine unbeabsichtigte Schädigung des Rufes seiner Mündel zu vergeben, wie sie ihm vergeben, da er sie ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, als sie seine Hand ausgeschlagen habe; daran knüpfte er das Versprechen, Alles wieder gut machen zu wollen.

„Das können Sie nicht,“ erwiderte Lord Denham streng.

„Doch," setzte er milder hinzu, „ich vergebe Ihnen, wie Viola Ihnen vergeben hat. Uebrigens denke ich —" endigte er im stolzen Bewußtsein seiner makellosen Vergangenheit — „wird Niemand den Ruf der Dame anzutasten wagen, der Frank Denham seine Hand reicht."

„Seien Sie dessen nicht so gewiß, Sir Frank," erwiderte der Viscount.

„Ich biete Ihnen noch Sichereres als selbst die Ehre Ihrer Hand ist zur Rehabilitation Miß Werners. Sie kennen meine Tante, die Herzogin von Notingham. Sie wissen, welch' hohe Achtung das makellose, strenge Leben der ehrwürdigen Matrone in allen Kreisen der aristokratischen und gebildeten Welt genießt. Niemand, selbst nicht die ärgste aller Splitterrichterinnen wird den Ruf eines Mädchens antasten, das von der Herzogin in ihrem Hause aufgenommen und von ihr verheirathet wird."

„Sie haben Recht, Sir Meredith, das wäre besser als Alles. Ich danke Ihnen schon für die Absicht, wenn es Ihnen auch nicht gelingen sollte, Lady Notingham, die so schwer zugänglich ist, dazu zu bewegen."

„Gewiß, sie ist schwer zugänglich. Aber ob

mit Güte oder Gewalt, ich will, ich werde den Zugang zu ihr finden, werde den Bann brechen, den sie besonders gegen Leute, wie ich war, ehe ich das Glück hatte, Miß Werner kennen zu lernen, um sich aufgerichtet hat. Ich kenne ihr trotz aller Sonderbarkeiten und Schrullen edles, gerechtes Herz genau genug, um zu wissen, daß es nur der wahrheitsgetreuen Darstellung unserer Angelegenheit bedarf, um meiner Bitte, sich Miß Werner's anzunehmen, Erhörung bei ihr zu verschaffen."

„Wohl, möge dem so sein, wir wollen es hoffen. Wüßten wir aber nur erst, wo die arme Viola sich verbirgt. Haben Sie eine Ahnung, wo wir sie suchen sollen?"

„Wir? Sie wollen mir also gestatten, mich Ihrem Suchen nach ihr anzuschließen?"

„Warum nicht? Wie ich Sie in dieser Stunde kennen gelernt, wäre es Narrheit von mir, an Ihnen noch länger zu zweifeln: Sie haben mir versichert, daß Sie nichts wünschen, als Viola's Freund zu sein, und sie kann gar nicht genug Freunde haben. Sollte das Schicksal es wollen, daß Sie glücklicher wären in Ihrem Suchen als ich, so vertraue ich sie ruhig Ihrer Ehre."

„O, ich danke Ihnen, Sir Frank! ich danke Ihnen! Sie kennen mich in der That. Sie

werden Ihr edles Vertrauen nicht zu bereuen haben. — Wo wir sie am nächsten suchen sollen, unsere liebe Verlorene? Das ist seit gestern mein einziger Gedanke gewesen und ich glaube, das Nächste müßte sein, eine Anfrage an den Professor Arnold nach M. zu senden. Sie sprach mit großer Achtung von ihrem ehemaligen Lehrer und es wäre möglich, daß sie zu ihm sich geflüchtet."

„Nein, das ist unmöglich, denn er ist Garçon wie wir und warb einst um ihre Hand. Dennoch ist es möglich, daß sie sich seiner Vermittelung bedient hat bei der Wahl eines Zufluchtsortes. Auch ich dachte schon an ihn. Schicken wir also sofort eine Depesche nach M."

Die bezahlte Rückantwort ließ lange auf sich warten. Das Resultat aber war Null. Die Depesche war unbestellbar gewesen. Der Professor mit Urlaub auf unbestimmte Zeit verreist, sein Aufenthalt unbekannt.

Das war der erste Fehlschlag, dem eine Reihe von ähnlichen Täuschungen folgte.

Das Einzige, was sich im Laufe eines vollen Jahres feststellen ließ, war der Zug, mit dem Viola abgereist, und nach welcher Richtung sie ihre Reise gerichtet, und diese ging allerdings nach Deutschland.

Man wendete sich noch einmal nach M., erhielt jedoch die Antwort, Professor Werner sei noch nicht zurückgekehrt, er befinde sich auf Reisen irgendwo in Italien.

Das waren Sir Frank's eigene Entdeckungen. Der Viscount war glücklicher gewesen, denn er war den Spuren des Kammermädchens Celinde Duval in Person nach Paris gefolgt und hatte dort nach unendlicher Mühe, und nachdem er das Geld an eine Anzahl von Polizeiagenten nur so um sich hergestreut, das schlechte Geschöpf endlich in der Charité an einer unheilbaren Krankheit darnieder liegend gefunden.

Sie war einem Industrieritter mit gräflichem Namen in die Hände gefallen, und von der Aussicht, Gräfin zu werden, die er ihr vorgespiegelt, so verblendet gewesen, daß sie ihre natürliche Schlauheit ihm gegenüber gänzlich verlor und alle ihre Besitzthümer willig hergab.

Nachdem sie ausgequetscht war, gleich einer Citrone, war sie von dem Gauner verlassen worden und nun rasch von Stufe zu Stufe gesunken, bis sie den gewöhnlichen Endhafen derartiger Dirnen, die Charité, erreichte.

Sie wußte recht gut, daß sie von ihrem Schmerzenslager nie wieder aufstehen werde und

ließ sich, da der Viscount in freigebigster Weise für all' den Comfort, dessen sie sich noch erfreuen konnte, sorgte und ihr ein glänzendes Begräbniß sammt einer Ruhestätte auf dem Père Lachaise versprach, zu Geständnissen herbei.

Er erfuhr also zuerst, bebend vor innerer Entrüstung, den Grund zur Flucht Viola's. Ferner, daß sie zwei Briefe an Lord Denham, mit einer klaren Darlegung ihres Verhältnisses zu Sir Meredith und des Grundes ihrer Flucht hinterlassen, welche Beide von Lady Denham unterschlagen worden seien.

Die ganze Erzählung stellte natürlich Celinde selbst in das beste Licht und verschwieg vollständig ihren eigenen Antheil an der Intrigue, wie sie sich auch wohl hütete, zu gestehen, daß sie selbst Lady Denham die Möglichkeit, beide Briefe zu unterschlagen, in die Hand gegeben, da sie von ihr an Jene verkauft wurden.

Auch verschwieg sie den wahrscheinlichen von ihr selbst angerathenen Gebrauch, welchen Lady Denham von dem zweiten, nicht verbrannten Briefe gemacht haben werde.

Denn einmal wollte sie vor dem schönen, vornehmen Manne, den an ihrem Lager zu sehen, dieser bereits seit Wochen Sterbenden noch Emo-

tionen machte, besser erscheinen als sie war, und dann haßte sie Viola, so nahe sie selbst dem Tode auch war, noch in unverminderter Stärke und mißgönnte ihr die Wiederherstellung ihrer Ehre und die Verbindung mit Lord Denham.

... des Professors.

Als Viola Grange Manôr verließ, mußte sie es für besser halten, um Lady Denham etwaige Nachforschungen und Verfolgungen unmöglich zu machen, ihren Namen zu verbergen. Sie beschloß, sich des Namens ihrer verstorbenen Mutter zu bedienen und gelangte unter diesem Namen glücklich nach M., wo sie sich mit dem Professor Arnold ... er ihre ferneren Schritte berathen wollte.

Sie schenkte ihm das höchste Vertrauen und hoffte, daß die Zeit seine Neigung für sie zu einer leidenschaftslosen Freundschaft abgeschwächt habe. Sie hatte im Laufe der vergangenen zwei Jahre einige Briefe mit ihm gewechselt und war durch den ruhig brüderlichen Ton der seinen, zu dieser Annahme vollauf berechtigt.

Dem Briefe, den sie ihm gesandt und in dem sie, ihm ihre Ankunft meldend, um seinen baldigen Besuch bat, auf dem Fuße folgend, trat er bei ihr ein.

Nachdem sie ih[illegible] kurzer Begrüßung flüchtig von All' de[illegible] hatte, was er wissen mußte, um i[illegible]ehen, sagte der Professor:

„Sie haben Recht, Miß [illegible] nichts anderes übrig als [illegible] Lady Denham wollte Sie um jede[illegible]eis bei Seite schaffen, und sie hatte die Macht und wohl auch den Willen, es [illegible] solcher Weise zu thun, daß keine Kunde vo[illegible]n ohne [illegible]d Denham zu erreichen vermochte. [illegible] vorste[illegible]

Ich preise mich sel[illegible] glücklich, daß ich bald, schon in einem Monat im S[illegible]e sein werde, Ihnen bei mir eine Heimath z[illegible]n, da meine liebe, alte Mutter, die, [illegible] fürchte, mich nicht lange mehr mit ih[illegible] beglücken wird, zu krank und schwach [illegible] um Sie bei sich aufzunehmen."

„Bei Ihnen, lieber Professor? O nein, wie können Sie glauben —"

„Doch, doch, Miß Viola. Hören Sie mich an. Wie schon gesagt, muß ich fürchten, daß mein

liebes Mütterchen bald heimgehen wird, und des=
halb habe ich mich entschlossen, ihr eine letzte,
längstersehnte Lebensfreude zu bereiten, indem ich
mich mit dem Mädchen vermähle, in welcher sie
den Inbegriff alles Gl[illegible] für mich erblickt."

Staunend hörte Vic[illegible] ruhige, gleichgültige
Rede an und fragt[illegible] 6. [illegible]führlich, ihren Ge=
danken Worte gebend

„Und Sie, mei[illegible] lieber Freund? Hoffen Sie
nicht auch viel [illegible] von Ihrer Ehe?"

„O! Ich?" — Es war ein unbeschreiblicher
Ton von Wehmuth und Resignation in diesen
zwei Ausrufen, die [illegible] einem Blicke begleitet
waren, der Vi[illegible] itte abzul[illegible] den er sagte deut=
licher als Wor[illegible] eben [illegible] ie zu ihr nicht, wie
sie geglaubt, erl[illegible] Diese Entdeckung war
nur zu geeignet, [illegible] Entschluß, mit dem sie über=
haupt hierhergekom[illegible] üb [illegible] noch mehr zu befestigen,
hätte es dessen bed[illegible]

Der Professor h[illegible] Schreck bemerkt und
sich schnell abgewandt, [illegible] er fühlte wohl, daß
seine Augen wider Willen zu Verräthern an ihm
geworden.

Mit der Hand über die Stirn fahrend, begann
er, rasch gefaßt, in einem künstlich heiteren Tone:

„Nun, wenn ich auch nicht jenes überschwängliche Glück, von dem die Dichter singen, das aber mehr in Büchern als im wirklichen Leben gefunden wird, von meiner Ehe erwarte, so denke ich doch mit Johanna Werthmann, der Tochter einer längst verstorbenen Jugendfreundin meiner Mutter, ein einiges, zufriedenes Leben führen zu können.

Meine Braut ist eine Waise und arm. Ich werde ihr ein und Alles sein, denn sie steht mit Ausnahme einer alten mürrischen Tante ganz allein im Leben. Sie ist nicht gerade schön, aber von wohl gebildetem Aeußeren, kleiner Figur, und gerade gebildet genug, um ohne grobe Verstöße die Frau eines Gelehrten vorstellen zu können, ihr Gemüth ist sanft, ihr Herz gut und sie ist wirthschaftlich erzogen. Da haben Sie ihr Porträt. Sie sehen, daß sie alle Eigenschaften besitzt, um eine echte deutsche Hausfrau werden zu können."

Viola seufzte und murmelte etwas von ihrem Glückwunsche und den vorzüglichen Eigenschaften der Braut, die gewiß im Umgange mit ihm und an seiner Seite sich zu höherem Schwunge entwickeln würde.

Ihr war das Herz gesunken bei dieser Schil-

derung, die er doch sicher noch nach der besten Seite hin entworfen haben würde.

War dies die Muse, die ein Mann von so idealen Lebensanschauungen, wie er, in seiner dereinstigen Gattin zu finden gewünscht?

Sie begriff ihn nicht, daß er nur, um seiner Mutter eine Lebensfreude zu bereiten, sein Leben an ein so prosaisches Wesen, wie diese Braut sein mußte, verschleudern wollte.

Konnte das eine Mutter, die ihr Kind liebte, fordern, ja durfte sie es nur annehmen? Mußte sie nicht im Gegentheile all' ihren Einfluß aufbieten, um ihn von einem so unheilvollen, folgenschweren Schritte abzuhalten?

Sie wußte eben nicht, daß noch ein anderer Grund vorhanden war, ein Grund, den er ihr weder sagen, noch andeuten konnte, der aber seiner treuen Mutter nur zu wohl bekannt war.

Der Professor wollte seinen inneren Kämpfen, die ihm die Ruhe und den Frieden raubten, endlich ein Ziel setzen und das gebieterische Muß der Pflicht an die Stelle vergeblicher Herzenswünsche setzen.

Er ging rasch über ihre Antwort hinweg, nannte den Tag, an welchem die Hochzeit stattfinden sollte, die nun zu seiner Freude durch ihre

Anwesenheit verherrlicht werde und sprach die Hoffnung aus, daß sie sich in seinem jungen Hausstande so wohl fühlen werde, um bis Lord Denham's Rückkehr bei ihnen zu verweilen.

Viola erwiderte, den Kopf schüttelnd: „Nicht doch, mein lieber Freund. Ich bin nicht hierher gekommen, um Ihnen eine Last zu sein und in Ihre Ehe eine Störung zu bringen. Ich kam, um Ihre Freundschaft in ganz anderer Richtung in Anspruch zu nehmen.

Ihre geachtete Stellung und Ihre zahlreichen Bekanntschaften bieten Ihnen sicher die Möglichkeit, für mich eine passende Stellung als Gesellschafterin oder Erzieherin zu finden. Das ist es, was ich von Ihnen erbitte."

„Sie, Viola? Sie wollen das bittere Brod der Dienstbarkeit essen?" rief er fast schreiend.

„Nun ja. Was bin ich Besseres, als Tausende von Mädchen in meiner Lage? Es ist dies das Loos, welches mir von Anfang an beschieden war.

Lord Denham's Großmuth war es allein, welche mich bisher davor bewahrte."

„Aber es ist unmöglich, ganz unmöglich! Sie sind viel zu schön, viel zu zart für solch' ein Leben! Ich gebe es nicht zu, es darf nicht sein!

Ich eile, ich bringe meine Braut, sie selbst soll Ihnen sagen, daß —"

„Genug, mein Freund," unterbrach Viola in sehr festem, bestimmten Ton den exaltirt Sprechenden.

„Ich werde mich durch Nichts behindern lassen, den Weg zu gehen, den ich für den besten und geziemendsten halte. Ich gedenke, acht bis höchstens vierzehn Tage hier zu bleiben und glaube, es wird Ihnen möglich sein, mir in dieser Zeit eine Stelle zu vermitteln.

Sie wollen nicht? Nun denn, ich kann Sie zu dieser Gefälligkeit nicht — doch nein, verzeihen Sie, ich wollte Sie damit nicht verletzen."

Er hatte eine Geberde des Unmuthes gemacht.

„Wenn Sie wirklich noch mein Freund sind," fuhr sie eindringlich fort, „werden Sie mir beistehen, indem Sie mir das Gewünschte verschaffen und es übernehmen, Lord Denham von meinem Verbleiben zu unterrichten.

Wie ich Ihnen schon sagte, habe ich Sorge getragen, daß selbst, wenn mein an Sir Frank gerichtetes Schreiben ihn verfehlen oder verloren gehen sollte, er bei seiner Ankunft in England eine genaue Abschrift desselben erhält.

Er findet darin Ihre Adresse mit der Notiz, daß Sie seine Briefe an mich befördern und überhaupt jede Auskunft über mein Verbleiben ertheilen würden.

Sie sehen, ich habe in sicherer Voraussetzung Ihrer Bereitwilligkeit bereits über Sie zu verfügen gewagt. Wollen Sie mir noch meine Bitte abschlagen?"

„Nein, Viola," erwiderte er und ergriff die Hand, welche sie, nähertretend, bittend auf seinen Arm gelegt, um sie an seine Lippen zu führen. „Sie sollen Ihren Willen haben. Ich werde mich ernstlich bemühen, Ihnen eine Stellung, wie Sie dieselbe wünschen, ausfindig zu machen. Sollte es mir jedoch in der kurzen Zeit nicht gelingen —"

„O still, still! Ich will davon nichts hören!" rief sie lebhaft mit dem scheinbaren Eigensinn eines Kindes, setzte aber gleich darauf mit ernster Bestimmtheit hinzu: „Ich kann keinen Tag länger verweilen, als ich Ihnen gesagt. Gelingt es Ihnen nicht, so werde ich nach Dresden reisen. Dort ist eine Tochter meiner lieben alten Betsy verheirathet.

Diese wird mich bei sich aufnehmen, bis ich das Gewünschte gefunden. Jedenfalls hat aber

eine von dem berühmten Professor Arnold empfohlene Dame viel mehr Chàncen, eine gute Stellung zu erhalten, als wenn dieselbe, wildfremd in einer armen Familie lebend, sich ohne gewichtige Empfehlungen um eine solche bewirbt."

Sie blickte schalkhaft lächelnd zu ihm hin, als er, der, seiner Gewohnheit gemäß, überlegend ein paar Mal im Zimmer auf und nieder gegangen war, vor ihr stehen blieb.

„Ihre Beharrlichkeit grenzt an Eigensinn, Viola," sagte er, gleichfalls lächelnd über ihr Argument, daß sie gleich einem Trumpfe gegen ihn ausspielte. „Nun wohl, ich will mein Bestes thun und hoffe, es soll in der gewünschten Zeit gelingen. Jetzt aber will ich mich beurlauben, um Ihnen meine Braut zu bringen."

— — — — — — —

Viola's Erwartungen waren der Schilderung gemäß, welche der Professor von seiner Braut entworfen, sehr gering, und doch waren sie, wie sie sich beim Eintritte derselben sagte, noch immer zu hoch gespannt gewesen.

Totale Unbedeutenheit und Hausbackenheit, vermischt mit einem Anschein von Beschränktheit, waren die Summe des ersten Eindrucks,

welchen sie von Fräulein Johanna Werthmann empfing.

Sie war ohne allen Geschmack, aber mit einem augenfälligen Bestreben, sich zu putzen, gekleidet. Die zierliche Gestalt präsentirte sich höchst unvortheilhaft in einem mit Frisuren, Volants und Schleifen bedeckten und umflatterten Kleide. Das aschblonde Haar war glatt gescheitelt, mit Bandoline an den Kopf fest geklebt, ließ es die hohe gewölbte Stirn und die etwas gesenkten Schläfen in unangenehmer Weise schroff hervortreten. Der Hut viel zu groß für die kleine Figur, war mit einer Unmasse von Ausputz so überladen, wie Kleid und Mantelet.

Die feinen Glacehandschuhe glichen mit ihren Falten ledernen Säcken und standen an jedem Finger einen Centimeter ab, da sie mindestens um eine Nummer zu groß waren.

Stumm, mit niedergeschlagenen Augen, steif wie ein Stock, stand die Braut vor Viola.

Das Roth peinlichster Scham färbte des Professors Antlitz. So linkisch und ungeschickt, eine so unglückliche Figur hatte er seine Braut noch niemals machen sehen, als in diesem Augenblicke.

Nach Männerart sagte er sich natürlich nicht,

daß er selbst Schuld daran sei, sondern bürdete dieselbe dem armen Mädchen auf.

„Nun, Du bist ja so stumm, Johanna! Willst Du nicht Miß Werner endlich begrüßen?“

Es war weder seine Absicht, noch war er sich dessen überhaupt bewußt, aber während er so sprach, hatte sein Ton einen Klang von Härte und einer Gereiztheit, die fast an Abneigung streifte.

Viola warf ihm einen unwilligen Blick zu, denn sie empfand es in tiefster Seele, wie sehr das arme Mädchen sich durch diesen Ton verletzt fühlen mußte.

Die Hand Johannas ergreifend, sagte sie gütig: „O, das ist unnöthig! Fräulein Johanna ist gekommen, das ist die allerbeste Begrüßung.“

Die sichtlich verschüchterte Braut, die der Professor unklug genug unterweges durch allerhand Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln gepeinigt und ihr so lange ein sehr zuvorkommendes, liebenswürdiges Betragen gegen seine ehemalige Schülerin zur Pflicht gemacht hatte, bis die Aermste ganz verwirrt war und sich vor der Dame, die ihren sonst immer so ruhigen, geduldigen, ja etwas apathischen Verlobten so außer aller Contenance bringen konnte, die also sehr

stolz und anspruchsvoll sein mußte, geradezu zu fürchten begonnen; horchte hoch auf, als sie diese sanfte gütige Stimme hörte.

Blitzschnell hoben sich die gesenkten Augen und Viola blickte erstaunt in eine graue, klare und doch geheimnißvolle Tiefe, in der Alles, aber nimmermehr Hausbackenheit schlummern mochte. Der Ausdruck dieser überraschend schönen Augen war im Momente ein hingebender, flehender, vermischt mit einer unbegrenzten Bewunderung.

Die Braut hatte solche Schönheit und Lieblichkeit noch nie gesehen, und ihr ganzes Herz flog der jungen Dame entgegen, die ihr so süß zulächelte und die ihr gleich einem Wesen aus einer besseren, schöneren Welt erschien.

Viola selbst fühlte sich so zu dem jungen Wesen hingezogen, dessen Augen so viel von edlen in ihr schlummernden Eigenschaften und Vorzügen verriethen, daß sie beschloß die Zeit ihrer Anwesenheit dazu zu benutzen, diese Eigenschaften und Vorzüge aus ihrem Schlummer zu wecken und zu entwickeln, und zugleich der armen verschüchterten Taube als allernothwendigstes Lebensbedürfniß ein wenig mehr Selbstbewußtsein und Sicherheit einzuflößen. Denn blieb sie so, wie sie war, so würde sie und der Professor unglücklich.

Er verstand sie, sie ihn nicht und diese künftige Ehe ward wie so viele, die Viola in der großen Welt gesehen, ein Nebeneinander- statt ein Miteinanderleben.

Mit Blitzesschnelle durchfuhren diese Gedanken und Entschlüsse Viola's Seele, und Johanna näher zu sich ziehend, fuhr sie fort: „Wir werden einander schon verstehen lernen. Nicht wahr, meine liebe Johanna? und sie strich schmeichelnd mit ihrer weißen Hand über deren, unter der freundlichen Liebkosung hoch erglühende Wange.

Damit war aber auch der Bann vollends gebrochen, den des Professors unkluge Vorschriften und Ermahnungen auf Johanna gelegt.

Sie ergriff eifrig die schmale Hand und erwiderte innig: „Ich hoffe das, Miß Viola. Ich wollte, Sie würden meine Freundin und lehrten mich, Ihnen so ähnlich zu werden wie ein so armes, von der Natur vernachlässigtes Wesen wie ich — wie die kleine Wiesenblume der stolzen Rose zu werden vermag.“ Während sie so sprach, strahlten ihre Augen von einem ehrlichen Enthusiasmus, der für Viola, obgleich sie zu gewohnt an Bewunderung war, um noch etwas Besonderes darin zu finden, doch etwas außerordentlich Gewinnendes, ja Rührendes hatte.

„Ihre Freundin soll ich werden? Nicht doch, das geht nicht, denn — ich bin es schon und was ich Ihnen lehren kann, damit all die guten Eigenschaften und Vorzüge, welche ich aus der klaren Tiefe Ihrer schönen Augen herausblicken sehe, auch Ande— —“ sie warf einen Seitenblick auf den Professor, der den kleinen Stich an die richtige Adresse brachte — während sie weiter sprach: „Anderen, die nicht so scharfsichtig sind als ich, sichtbar werden; das, meine liebe Johanna, will ich vom Herzen gern thun. Sie bleiben doch heute bei mir?“

„O ja! gern! wie gern!“ rief diese aus vollem Herzen, die instinktiv in Viola die Lehrerin alles dessen erkannte, was, wie sie wohl fühlte, ihr fehle, ohne daß sie sich doch selbst zu helfen gewußt.

Zu ihrem Verlobten gewendet, setzte sie schüchtern hinzu: „Du erlaubst es mir Alfred, nicht wahr?“

Aber ehe er diese schüchterne Frage, deren demüthiger Ton ihn im Augenblicke furchtbar ärgerte, beantworten konnte, schnitt ihm ein helles, silbernes Lachen Viola's das Wort ab.

Lachend löste sie den häßlichen, einem Scheunenthor gleichenden Hut von Johannas Kopfe und

rief: „Kommen Sie! kommen Sie, thörichtes Kind, das sie sind! Was soll die Frage? Natürlich erlaubt er es, er wird wohl müssen.

Ein Verlobter hat überhaupt 'gar nichts zu erlauben, im Brautstande ist er es, der zu gehorchen hat. Was wollen [illegible] denn thun, wenn Sie vermählt sind? — Dann soll es allerdings heißen er soll Dein Herr sein — und sie warf mit einem reizenden Ausdrucke schmollenden Trotzes den Kopf zurück, der es sehr zweifelhaft machte, ob sie sich je diesem Gebote fügen werde, fuhr aber schnell fort: „Haben Sie dann Ihren Gemahl schon im Brautstande mit einem unverständigen Gehorsam verwöhnt, dann ist dieser ihm nichts Neues und Sie laufen Gefahr, ihm langweilig zu werden.

Das, aber meine Liebe, ist das Schlimmste, was sich ein Mädchen oder eine Frau dem Manne gegenüber, dem sie sich zu eigen gegeben, zu Schulden kommen lassen kann. Seien Sie dessen stets angedenk, meine liebe Johanna, und sorgen Sie hübsch für Abwechselung —" schloß sie lachend, die Weisheitslehre, die hier sehr nothwendig war, in den Scherz versteckend.

Johanna hatte sie verstanden. Viola las es augenblicklich in ihren ausdrucksvollen Augen und

war von dem Momente an sicher, das keines ihrer Worte bei diesem intelligenten Wesen, dem nur die Anleitung, das Beispiel fehlte, um eine ganz Andere zu werden, als sie war, verloren gehen werde.

Die Braut erwies sich auch sogleich als gelehrige Schülerin, indem sie zu dem Professor sagte:

„Ich bleibe also heute bei Miß Viola. Wenn Du so freundlich sein wolltest, mich zum Abend abzuholen, würde es mir sehr angenehn sein. Sie erlauben es, nicht wahr Miß Viola, Alfred darf kommen?“

Diese, welcher der überraschte Gesichtsausdruck des Professors, als seine demüthige Braut so gelassen, als sei es nie anders gewesen, ihren Willen kund gab und mit eben solcher Gelassenheit über ihn disponirte, im Stillen höchst ergötzlich war, beeilte sich, ihre Einstimmung kund zu gebn und reichte den sich Verabschiedenden die Hand.

Der Professor küßte diese, und zu seiner Braut tretend, verabschiedete er sich von ihr. Er sah, wie prüfend der Blick Violas allen seinen Bewegungen folgte und unter dem Banne dieses Blickes beugte er sich über die kleine, wohlgeformte, aber ungepflegte und durch häßliche

Arbeit gehärtete Hand seiner Braut und drückte seine Lippen darauf.

Johanna erröthete glühend über diese gewöhnlichste aller Huldigungen, die ihr zum ersten Male in ihrem Leben geboten ward, aber sie nahm dieselbe, dem wohlbeachteten Beispiele ihres Vorbildes folgend, mit der Haltung und Miene einer Dame auf, die an dergleichen gewohnt ist.

Als die Thür sich hinter dem Professor geschlossen hatte, umarmte Viola die Zurückgebliebene und sagte zu ihr:

„Meine liebe Johanna, glauben Sie, daß ich Ihres Verlobten aufrichtige Freundin bin?"

„Ja, das glaube ich," erwiderte diese voll Ueberzeugung.

„Und wollen Sie mir auch glauben, daß ich von ganzem Herzen wünsche, ihn mit Ihnen glücklich zu sehen, mit Ihnen, die mir vom ersten Momente an, da ich in Ihre tiefen Augen schaute, eine innige Sympathie einflößte."

„Das ist dann gegenseitig, liebste Viola," erwiderte Johanna herzlich, Viola's Sammetwange mit einem leisen Kusse streifend.

„Ich glaube auch das, ich bin davon überzeugt, daß Sie dies wünschen. Aber ach! Ich fürchte sehr, daß ich ihm nicht genügen kann, er ist so gelehrt!

Ich bin ja nicht dumm, ich weiß es, ich habe eine gute Schulbildung erhalten und mich weiter gebildet, so viel ich das in dem engen Kreise, in dem ich lebe, vermochte, aber was ist dieses aus lauter Stückwerk bestehende Wissen gegen seine Gelehrsamkeit, die Alle, welche zu einem Urtheil berechtigt sind, eine außerordentliche nennen! Ich komme mir oft erbärmlich dumm vor, denn ich kann ihn selten mit vollem Verständniß folgen, und —"

„Aber Kind! ist denn das nöthig?" fragte, lächelnd über ihren Eifer, Viola.

„Glauben Sie wirklich, daß er das von Ihnen verlangt? Er will ja wohl keinen Famulus in seiner Frau haben. Kümmern Sie sich doch ja nicht um Ihren Mangel an Gelehrsamkeit und Verständniß dafür.

Ich gebe ja gern zu, daß Ihnen Manches fehlt, um Ihren Verlobten ganz zu genügen und ihn so gut zu beglücken, wie Sie es gewiß wünschen. Aber Sie können Alles, was Ihnen fehlt, lernen. Wollen Sir mir gestatten, Ihre Lehrerin zu sein."

„O ja! O ja! Miß Viola, ich bitte Sie inständig darum! Ach, ich fühlte es im ersten Augenblicke, daß Sie bestimmt seien, mein Schutzengel

zu sein. Im ganzen Leben fühlte ich noch nie ein so schnelles Vertrauen, eine solche unwiderstehliche Hinneigung als zu Ihnen. Ich bin immer ein wenig verschlossen gewesen, tückisch nennt es meine Tante. Das bin ich aber nicht. Ich fühlte mich nur so unverstanden von ihr und ihren Freundinnen. Da zog ich mich in mein Inneres zurück, was hätten sie auch anzufangen gewußt mit meinem Vertrauen?

Ihnen aber kann ich, will ich alles sagen. Darf ich? Und wollen Sie mir erlauben, Du zu Ihnen zu sagen?"

Viola nickte nur und bot ihr den Mund zu einem schwesterlichen Kusse, sie mochte durch kein Wort den Eindruck stören, den die plötzliche Belebung dieses Mädchens, das sie erst so ungünstig beurtheilt, auf sie machte.

Johanna sagte:

„Ich danke Dir, meine süße Freundin, nun erst kann ich mit Dir reden, wie ich mit Gott rede," und sich zu Viola's Füßen auf ein Taburet kauernd, blickte sie mit glänzenden Augen vertrauensvoll zu ihr empor.

„Sieh, die Zukunft erfüllt mich zuweilen mit recht banger Sorge. Alfred ist zu mir so ganz Anders als andere Verlobte zu ihren Bräuten

sind. Ich kann ja nicht daran zweifeln, daß er mich liebt, denn warum sollte er sonst ein so armes Mädchen, wie ich bin, ein Mädchen, das weder schön noch geistvoll ist, das ihm keinerlei weltliche Vortheile bieten kann, zur Gattin gewählt haben? Meinst Du nicht auch, Viola?" fragte sie mit ängstlich forschendem Blicke.

„Gewiß meine Liebe, Du kannst, Du darfst daran nicht zweifeln," erwiderte Viola rasch, aber sie wendete den Blick ab, denn ihrer wahren Natur wurde die liebevolle Unwahrheit schwer, auch fürchtete sie Johannas Scharfblick werde in ihren Augen die innere Ueberzeugung vom Gegentheile lesen.

Doch Johanna war blind wie alle Liebende —

„O nein!" rief sie eifrig versichernd. „Ich zweifle auch nicht daran. Nein, Gott Lob! Ich thue es nicht! O! es wäre zu grausam, müßte ich das je, denn ich — ich — O Viola! Ich liebe den schönen, hohen Mann unsäglich!" sie drückte beide Hände gefaltet gegen den Busen, und das Licht einer unendlichen Zärtlichkeit strahlte aus den tiefen, klaren Augen, während ein glückliches Lächeln das schmale Gesicht reizvoll verklärte, daß es trotz der abscheulichen Haartracht einen Moment schön erschien.

„Aber,“ begann sie nach einer gedankenvollen Pause wieder: „Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Alfred vielleicht mehr von mir erwartet hat, als er in mir gefunden. Er wird mich gewiß für unterrichteter gehalten haben und sieht sich nun bei näherer Bekanntschaft in mir getäuscht, und das macht ihn manchmal mißmuthig.“

„Nicht doch, Liebe, das ist es nicht, was er bei Dir vermißt, es ist ganz etwas Anderes.

Vor allem ist es Dein Mangel an Verständniß für die Toilette, welcher Dich des Reizes beraubt, den der Mann zuerst von der Frau fordert, die er liebt. Du bist abscheulich gekleidet und schrecklich frisirt.“

„Findest Du das wirklich?“ fragte, vor Erstaunen ihre Augen weit öffnend, Johanna sehr verwundert. „Es sind das meine besten Kleider, und mein Haar? Ist es nicht glatt?“

„O ja! glatt genug! fürchterlich glatt!“ lachte Viola. „Du siehst abscheulich aus in diesen angeklebten Scheiteln. Du trägst Dich ja wie Deine eigene Großmutter! Komm her, ich werde Dich frisiren,“ und mit flinker Hand begann sie Johanna's Haar, das reich, obschon nicht sehr lang war, aufzulösen und es in moderner, kleidsamer Weise zu ordnen.

Es war die erste Frisur, die sie Jemand Anderem als sich selbst gemacht, und sie gelang ihr, als hätte sie nie etwas Anderes gethan.

Als sie fertig war und Johanna in den Spiegel schauen wollte, litt sie es nicht, sondern drängte sie, ihr Kleid auszuziehen und sich einstweilen in ein Tuch zu hüllen. Zwar hätte sie gern mit einem Kleide aus ihrem eigenen, bescheidenen Vorrathe ausgeholfen, doch war daran nicht zu denken, daß ein solches dem zierlichen Figürchen Johannas passen würde.

Nun wurde Johannas Kleid, das ihr, schlecht passend wie es war, mit seiner Ueberladung die Figur geradezu verdarb, von allem Ueberflüssigen und Geschmacklosen befreit und in der Taille eingenäht.

Das war nach Verlauf einer Stunde geschehen, während der Viola in harmlosem Geplauder so manche Weisheitslehre zum Besten gab, welche von der aufmerksam lauschenden Johanna in dankbarem Herzen aufbewahrt wurde, um bei Gelegenheit Gebrauch davon zu machen!

Das geänderte Kleid ward wieder angelegt und nun durfte Johanna in den Spiegel schauen. Sie schlug in hellem Erstaunen beide Hände zusammen und rief freudig:

„Bin ich das? Bin ich das wirklich? O! ich sehe ja fast hübsch aus!“

„Nein, nicht fast, sondern wirklich hübsch siehst Du aus, liebste Johanna!“ rief Viola lebhaft, „Du bedarfst nur ein wenig Geschick und Geschmack und die Ueberzeugung, daß die Vorzüge, welche Dir die gütige Hand Gottes gegeben, vollkommen hinreichen, Dich zu einer sehr hübschen Erscheinung zu machen, sobald Du sie nur in das rechte Licht zu stellen und dagegen die kleinen Mängel, von welchem selten ein menschliches Antlitz frei ist, zu verbergen weißt.“

„Meinst Du? O Viola, wie viel habe ich Dir schon zu danken! Gewiß, Du bist mein Schutzengel!“ rief Johanna, sich an Violas Brust werfend und die Lächelnde mit Küssen und Liebkosungen überschüttend.

Die arme Braut, die bei der mürrischen, alten Tante, von der sie erzogen worden, eigentlich nie hatte jung sein dürfen und in steter Gesellschaft alter Klatschbasen, weiblichen und männlichen Geschlechtes, es fast selbst vergessen, daß sie noch im vollen Morgenlichte der Sommerseite des Lebens stand, blühte in der folgenden Zeit gleich einer Blume auf, die man aus dem Schatten dumpfiger Zimmer, in denen sie hinsiechte, in das volle

goldene Sonnenlicht eines Gartens verpflanzte, wo sie auf's Neue erstarkend, eine nie geahnte Farbenpracht entwickelt und einen süßen Duft ausströmt, da man sie doch schon duftlos geglaubt.

Das Erstaunen des Professors, als er kam, seine Braut abzuholen, war grenzenlos, als er sie so völlig verändert vor sich sah, und er kam aus diesem Erstaunen gar nicht mehr heraus, denn immer wieder von Neuem fand er Ursache dazu.

War dieses täglich hübscher und frischer erscheinende, heiter, und wie es das Gespräch mit sich brachte, auch nicht ohne Geist plaudernde, mit der Sicherheit einer Weltdame auftretende, sich mit ausgesuchtem Geschmack kleidende, mit Grazie sich bewegende, und ihn gelegentlich recht artig commandirende Mädchen denn wirklich seine fast häßliche, bleiche, hausbackene, steife, unelegante und demüthige Braut? Seine Braut, der er mit seiner Hand eine ungeheure Ehre zu erzeigen sich eingebildet und in der er eine Haushälterin, eine Pflegerin in den Tagen der Krankheit, aber nimmermehr eine Theilnehmerin seiner geistigen Interessen, eine wahre Lebensgefährtin und Freundin zu finden erwartet hatte?

Ohne daß er sich dessen bewußt ward, nahmen

seine Manieren gegen sie etwas verbindliches, huldigendes an, was die ihn unbemerkt höchst aufmerksam beobachtende Viola mit Freuden als Vorläufer wärmerer Gefühle für Johanna ansah und sie immer eifriger in ihrem geheimen Erziehungswerke werden ließ.

Freilich hatte auch nie eine Lehrerin eine aufmerksamere, rascher lernende Schülerin, als Johanna es war, die mit wunderbarem Verständniß Alles auffaßte, ergriff und zur Ausführung brachte.

Das veränderte Benehmen ihres Verlobten war ihr ein Sporn, der sie immer rascher vorwärts trieb. Sie sah, daß sie auf dem rechten Wege war, sich seine Achtung zu gewinnen, der, sie hoffte es mit täglich wachsender Sicherheit, auch seine volle Liebe folgen werde.

Denn mit ihrem wachsenden Lebensverständniß, mit der sich täglich erweiternden Lebensanschauung, waren ihr auch die Augen über den bisherigen Mangel dieses Gefühles für sie, bei ihrem Verlobten aufgegangen.

Die Freundin hatte dies Erkenntniß kommen sehen und nicht nur nicht das geringste gethan, um der Freundin die bittere Wahrheit noch länger zu verschleiern, sondern ihr indirect noch bei der Entdeckung geholfen.

Viola selbst mangelte ja bekanntlich alle und jede Erfahrung in diesem Punkte, aber sie hatte sowohl in Denham Place unter der Aegide von Mrs. Frompton, wie bei Lady Denham, in der Gesellschaft ein paar recht empörende Beispiele von der Gleichgültigkeit zu heißgeliebter Männer gegen ihre Frauen theils selbst gesehen, theils erzählen gehört und fürchtete nun, daß es für das Eheglück der Freunde gefährlich werden könne, wenn Johanna in der irrigen Voraussetzung einer Liebe, welche nicht vorhanden war, zuviel von ihrer eigenen Liebe gegen den Gemahl verrathen sollte.

Es war ein sehr bitterer Augenblick für die arme Johanna gewesen und kostete ihr viele Thränen, bis endlich Viola's Tröstungen und die süße Hoffnung, sich durch ihre glückliche Veränderung, deren sie sich mit Befriedigung bewußt war, doch noch die volle Gegenliebe ihres künftigen Gatten zu gewinnen, Eingang in ihrer Seele fanden.

Und wie schon gesagt, ward diese Hoffnung eine sicherere von Tag zu Tage.

Viola, die auf Bitten Johanna's ihren Aufenthalt in M. doch noch um eine Woche verlängert hatte, sah mit süßer Genugthuung ihre Mühe belohnt, ihr Werk reifen.

Der Professor war inzwischen nicht müssig gewesen und hatte nach allen Seiten eine Menge von Briefen im Interesse Viola's geschrieben, deren Resultat mehrere ihm für die suchende Dame angebotene Stellen waren.

Sie wählte unter ihnen gerade die, welche der Professor für die ihr am Wenigsten zusagende gehalten haben würde.

Ein altes, vornehmes Ehepaar, auf einem von Wäldern umgebenen Schlosse an der preußisch-polnischen Grenze, ganz einsam lebend, suchte ein junges, fein gebildetes Mädchen als Vorleserin und Gesellschafterin.

Englisch, Französisch, Italienisch und gute musikalische Kenntnisse wurden ausdrücklich verlangt.

Der Gehalt war nicht gerade brillant, aber genügend. Dazu aber wurde eigene Bedienung, Equipage und Reitpferd zur Verfügung gestellt.

Wenn nicht schon die Einsamkeit, in der sie leben sollte, so viel Anziehendes für Viola gehabt, würde das Letztere über ihre Annahme gerade dieser Stelle entschieden haben.

Sie liebte das Reiten und es war ihr nachgerade zum Bedürfniß geworden — das sie in

der letzten Zeit schwer entbehrte — täglich einen weiten Ritt zu unternehmen.

Es war am Abende vor Viola's Abreise.

Zum ersten Male seit dem Tage ihrer Ankunft, befand sich der Professor mit ihr allein, denn Viola, seine noch immer nicht ganz überwundene Neigung für sie fürchtend, hatte ein solches Alleinsein, ohne daß er eine Absichtlichkeit darin bemerken konnte, stets zu verhindern verstanden.

Heute konnte und wollte sie das nicht, denn sie fand es an der Zeit, nun auch ihm ein paar passende Worte zu sagen.

Er ergriff sogleich die Gelegenheit, ihr über die wunderbar günstige Veränderung seiner Braut sein freudiges Erstaunen und seinen unbegrenzten Dank auszusprechen.

Sie müsse eine Zauberin sein, denn nur durch Zauber sei eine so unerwartete, unerhörte Veränderung, und noch dazu in einer so unglaublich kurzen Zeit möglich, schloß er scherzend.

„Meinen Sie?“ erwiderte sie lächelnd. „Nun, es mag sein. Ich habe mich in der That eines Zaubermittels bedient. Wollen Sie es kennen?“

„Ei gewiß! Ich bin sehr begierig darauf.“

„Nun denn, mein werther Freund, dieser Zauber ist — die Liebe. Ich liebe Johanna, seit ich zum ersten Male in ihre schönen, tiefen Augen blickte, die einem klaren See gleichen, auf dessen Grunde ein süßes Geheimniß schlummert, von ganzem Herzen. Die Liebe aber, mein Herr Professor, ist hellsehend, sie erkennt auch unter dem dichten Schleier anerzogener Steifheit und Hausbackenheit den verwandten Geist und besitzt durch sich selbst den mächtigsten Hebel, welcher alle schlummernden Vorzüge des geliebten Wesens an das Licht zu ziehen und zur schönsten Blüthe zu entfalten weiß.

Sie wissen: „Wem die Liebe fehlt, der ist ein tönend Erz und eine klingende Schelle.“ Wie mag man Harmonie verlangen, wenn unser eigenes Selbst keinen harmonischen Ton von sich giebt, der in der verwandten Seele anklingend, dort den antwortenden Ton wecken und zum harmonischen Akkord vereinigen kann?“

„O Viola!“ rief der Professor begeistert mit leuchtendem Blick. „Welch' ein Wesen sind Sie! Wer Sie einst sein nennen kann, der genießt seine Seligkeit schon auf Erden!“

Viola trat erblassend einen Schritt zurück. War dies der Erfolg ihrer Freundesworte?

Der Professor bemerkte sofort, daß er sie verletzt und erschreckt hatte, und sagte rasch, seine Ruhe wieder gewinnend:

„Verzeihen Sie mir, Viola, ich wollte Sie mit meinen Worten nicht an ein Gefühl erinnern, dessen ich täglich mehr Herr werde, seit sich für meine Braut eine Stimme in meinem Herzen zu regen begann. Ich habe Sie verstanden, Viola. Sie dürfen ruhig scheiden. Ihr Werk ist gesegnet. Ich hoffe, Dank Ihnen, nicht nur mit Johanna glücklich zu werden, sondern sie auch glücklich zu machen."

„O, Gott Lob! Gott Lob! Das ist eine große Freude, eine süße Befriedigung für mich!" rief Viola, die ihn wohl kennend und wissend, daß er nie eine Unwahrheit sagte, ganz glücklich über diesen Erfolg ihrer Mühen war, und reichte ihm beide Hände, die er an seine Lippen drückte.

Das war ihr Abschied.

Als Viola sich von Johanna verabschiedete, sagte sie ihr noch warnend: „Du wirst also niemals vergessen, meine liebe Freundin, was ich Dich über Deine künftige Stellung lehrte. Lasse Dich nicht von Deiner Tante, die jetzt so unzufrieden mit Dir ist, irre machen. Was versteht

auch die alte Dame aus dem vorigen Jahrhundert in ihren engherzigen Vorurtheilen von den Anforderungen der Jetztzeit! Sie hat ihren Mangel an vernünftiger Erwägung der veränderten Verhältnisse dadurch genügend bewiesen, daß sie Dich beinahe zu dem traurigsten Zerrbild Eures deutschen Gretchens erzogen hätte. Dank Deinem Genius, der sich nur unterdrücken, aber nicht vernichten ließ, ist ihr dies Werk nur halb gelungen. Ich bin ja überzeugt, daß sie Dich in ihrem, von einem Wust von Vorurtheilen und engherzigen Ansichten eingenommenen Herzen wirklich liebt, und daß sie bei Deiner Erziehung nach ihrer besten Ueberzeugung verfahren ist. Es mag sein, daß zu ihrer Zeit ein Wesen, wie Du warst, das Glück eines Mannes ausmachen konnte, obgleich ich das nicht zu glauben vermag, wenigstens nicht eines Mannes von dem Werthe und Gehalte Deines Verlobten. Heut zu Tage, und besonders ihm gegenüber, wäre Dein ganzes Lebensglück an ihrer verkehrten Erziehung zu Grunde gegangen.

Ebenbürtig, ihr weibliches Recht, wie ihre weibliche Würde selbst dem geliebtesten Manne gegenüber hochhaltend und niemals, unter keinen Umständen auf seine ritterliche Huldigung ver=

zichtend, muß das Weib von Heute dem Manne zur Seite stehen, will sie eine wahre Gefährtin und Freundin, statt der bloßen Schaffnerin seines Hauses für ihn sein. Kehre Dich nicht an die lächerlichen Reden von der Demuth und Unterwürfigkeit des Weibes. Die männlichen Charaktere sind selten, welche Demuth und selbstlose Unterwürfigkeit ihres Weibes ertragen können, ohne daß ihre Liebe eine Beimischung von Geringschätzung annimmt, unter welcher allmählich die schuldige Achtung erstirbt, der sicher und gewiß die Liebe folgt."

Mit dieser Weisheitslehre, die sich freilich seltsam genug in dem Munde des neunzehnjährigen Mädchens ausnahm, die aber zum guten Theile nicht ihrer eigenen, in der That sehr scharfen Urtheilskraft und Beobachtungsgabe, sondern den Lehren der ehrwürdigen Mrs. Frompton, der Gattin des Pfarrers von Denham Place, entstammten, schied sie.

7.

Frau Barbara.

Schloß Ranzau, auf welchem der Graf gleichen Namens mit seiner Gemahlin hauste und das außer den Beiden noch von einer Anzahl im Dienste der Familie altgewordenen Dienern bewohnt ward, war sehr groß und geräumig, aber keineswegs von freundlichem, einladendem Aussehen. Es war nicht einmal malerisch, obgleich es als Stammsitz des gräflichen Geschlechtes sehr alt war.

Ein richtiges altes, schwarzes Eulennest, das es war, gehörte seine Bauart gar keinem Style an.

Ein jeder der Besitzer früherer Zeiten hatte gebaut, wie es das Bedürfniß oder seine Laune mit sich brachte, und war dabei seinen eigenen

Intentionen oder denen von Baumeistern gefolgt, deren künstlerische Bildung gleich Null war.

So war im Laufe der Zeiten ein Conglomerat von zum Theil höchst wunderlicher Baulichkeiten entstanden, die zusammen paßten, wie die Faust auf's Auge.

Der Zusammenhang dieser Bauten wurde durch Treppen und Treppchen, durch weite, hohe, hallende Corridore und schmale, finstere, schluchtenähnliche Gänge vermittelt.

In all' den vielen Sälen, Zimmern und Gemächern hätte man mit Bequemlichkeit ein ganzes Regiment Soldaten unterbringen können. Jetzt, wo nur zehn Personen das Schloß bewohnten, konnte es nicht fehlen, daß es auf den neu hinzukommenden Bewohner einen recht leeren, ja geradezu unheimlichen Eindruck machte.

Ein Theil des Schlosses, der grüne Thurm genannt, erhielt durch den Pflanzenmantel, den die hier freundlich waltende Hand der Zeit aus wildem Hopfen, großblättrigem Epheu und wildem Wein, die sich in liebender Umarmung an die alten, schwarzen Mauern schmiegten, gewoben hatte, ein einladenderes Aussehen.

Gerade in diesem Theile war Viola in zwei

halbrunden Thurmzimmern des zweiten Stockes ihre Wohnung angewiesen worden.

Im ersten Stock unter ihr wohnte das Factotum der Familie, Frau Barbara, die ehemalige Wirthschafterin, die mit der Gräfin bei ihrer Verheirathung in die Familie gekommen, sich mit dem Kammerdiener des Grafen verheirathet, im Laufe der Zeit ihn und die zwei Kinder, die sie ihm geboren, begraben hatte und durch ihre nie wankende Treue und Anhänglichkeit mit der gräflichen Familie, mit der sie Leid und Freude getheilt, gleichsam verwachsen war. Sie that keinerlei wirklichen Dienst mehr, bekümmerte sich aber um Alles, was in der gräflichen Familie und im Schlosse vorging, machte über Alles ihre Glossen, konnte furchtbar grob werden, wenn sie es für nöthig hielt, war aber die gutmüthigste, wohlwollendste Seele, die Vertraute Aller und ihre sichere Hilfe, wenn es darauf ankam, etwas von der Herrschaft zu erlangen, bei der sie hoch respectirt wurde.

Dabei geschah im Schlosse nichts ohne sie, und ihr Wille galt beinahe so viel, als der der Herrschaft. Durch ihren Mund ertheilte die Herrschaft ihre Befehle, ihr überließ man die Ausführung und Einrichtung dessen, was man wünschte.

So war Viola diese hochmögende Person geschildert und ihr angedeutet worden, daß es für ihre Stellung eine dringende Nothwendigkeit sei, mit dieser respectablen und recht gebildeten Frau auf einem freundlichen Fuße zu stehen.

Es war ein recht unfreundlicher, naßkalter Abend, als Viola auf dem Schlosse ankam. Der Sturm schüttelte wüthend die Kronen der hohen, das Schloß in geringer Entfernung umgebenden Bäume, und fuhr heulend, pfeifend und winselnd um die alten Mauern und tobte durch die hallenden Corridore. Die Wetterfahnen der Thürme kreischten, und vom Sturme gepeitscht, prasselte der Regen in Strömen gegen die Fenster.

Viola, von der langen Eisenbahnfahrt und der beinahe zwei Stunden währenden Fahrt in dem ihr bis zur Station entgegengeschickten Wagen schwer ermüdet, trotz ihrer warmen Hüllen von dem kalten Winde bis in's Innerste durchkältet, betrat das Schloß, das ihr mit seiner massigen, düsteren Façade — deren Fenster kein freundlich einladender Lichtstrahl erhellte — denn die bewohnten Zimmer lagen sämmtlich nach der anderen Seite, wie ein weites Grabmal erschien, mit recht gepreßtem Herzen.

Durch eine Masse von Corridoren, Gängen

und Treppchen, führte sie der ihr voraufschreitende Diener nach dem grünen Thurme, dessen breite Wendeltreppe gleich all' den Wegen und Treppen, die sie passirt waren, mit einem weichen Teppich belegt war.

Auf dem Vorplatze des ersten Stockwerkes angelangt, sah Viola sich gegenüber eine Thür öffnen, und heraus trat die hohe, stattliche, etwas corpulente Gestalt einer alten Dame, welche aussah wie aus einem der alten Familienbilder herausgetreten, die in großer Anzahl die Wände der von Viola auf ihrem Wege passirten Zimmer schmückten. Denn sie trug sich, es war dies eine Caprice der Gräfin, der sie sich — weil sie ihrem Manne darin überaus wohlgefallen, anfangs aus Liebe zu ihm und später aus Gewohnheit gefügt hatte — ganz nach der Mode des vorigen Jahrhunderts.

Trotz dem schweren Stoffkleide, der Spitzenschürze und der Haube von echten Points auf ihrem schneeweißen, wie gepudert aussehenden, hochfrisirtem Haar, von dem das frische, rothe Gesicht, mit den etwas derben, aber wohlgebildeten Zügen höchst vortheilhaft abstach, den Filethandschuhen an den etwas großen, aber weißen, wohlgepflegten, mit einigen sehr werthvollen Ringen

gezierten Händen erkannte Violas geübter Blick die höhere Dienerin in ihr.

Sie war gewiß, Frau Barbara vor sich zu haben, und sie gefiel ihr sehr gut, es konnte nicht schwer sein, sich mit dieser Frau gut zu stellen.

Frau Barbara machte einen Knix, der ganz mit ihrer Tracht harmonirte und sagte, mit einer etwas lauten Stimme:

„Willkommen! Willkommen, mein liebes Fräulein! Sie sind gewiß recht müde und durchfroren? Nun, das wird bald besser werden. Kommen Sie, ich will Sie selbst in Ihre Zimmer führen. Du kannst gehen, Fritz," fügte sie hinzu, sich zum Diener wendend. „Sorge dafür, daß des Fräuleins Koffer sogleich heraufkommen."

Viola dankte für den freundlichen Willkommen, schüttelte die ihr entgegengestreckte Hand kräftig und stieg, von Frau Barbara geleitet, die zweite Treppe hinauf.

Als diese die Thür oben öffnete, drang ein Strom von Licht Violas geblendeten Augen entgegen.

„Das ist Ihr Reich, Fräulein Werner," sagte Frau Barbara mit einladender Handbewegung und folgte der Eintretenden in das Zimmer.

„Ich habe mich bemüht, es Ihnen so heimlich

als möglich zu machen und hoffe, daß es mir gelungen ist, damit Sie sich bei uns gefallen."

„O! sehr, sehr gefällt es mir, meine liebe Frau Barbara, denn nicht wahr, Sie sind der gute Schutzgeist dieses Hauses? Ich danke Ihnen recht herzlich, daß Sie sich um meinetwillen so viel Mühe gegeben haben," rief Viola, ihr nochmals die Hand reichend.

Sie war in der That sehr überrascht und erfreut von der gediegenen Pracht der Einrichtung, die sie in ihrer auserlesenen alterthümlichen Schönheit, selbst in England, wo man dergleichen sehr liebt und pflegt, nicht so schön und stylvoll gesehen hatte.

Frau Barbara lächelte geschmeichelt über das ihr beigelegte Prädikat, was keineswegs eine leere Schmeichelei von Viola war, das sie vielmehr nach Allem, was der Herr College des Professors Arnold, durch den das Anerbieten ihrer jetzigen Stellung an sie gelangt war, bei Gelegenheit des Besuches, den sie seiner Frau gemacht, da sie in der Kreisstadt ein paar Stunden auf den Zug warten mußte, der sie weiter führen sollte, ihr von derselben erzählt, ganz und voll verdiente.

Da Frau Barbara schwieg, sprach Viola weiter:

„Ist aber diese Wohnung nicht viel zu schön für die arme Gesellschafterin? Ich werde mir darinnen vorkommen, wie eine verzauberte Prinzessin."

„Nun, Sie werden sich schon daran gewöhnen. An Gutes gewöhnt man sich viel schneller als an Schlechtes. Sie finden aber vielleicht dies Zimmer allzu düster für ein junges Mädchen und die Einrichtung zu schwer und massig."

„Ach nein, nein! Gerade so wie es ist, ist es vollkommen. Es wäre Schade, würde die kleinste Aenderung vorgenommen. O, ich liebe das. Diese dunkle Ledertapete mit den geschnitzten Eichenpanelen an den Wänden, die cassettirte Decke harmoniren so wundervoll mit den schweren, verschnörkelten Möbeln, mit den Brokatgardinen und Thürbehängen, daß etwas Vollkommneres als dies Ensemble gar nicht gedacht werden kann."

„Nun, ich sehe, Fräulein, Sie verstehen sich auf dergleichen. Ich hätte also kaum nöthig gehabt, diese Lichtfluth anzünden zu lassen, um den Schatten aus jedem Winkel zu verbannen, damit Sie von dem alten Gerümpel einen freundlichen Eindruck erhielten. Jetzt bin ich auch gewiß, Sie werden sich nicht fürchten in dem breiten Bette da zu schlafen und werden nicht denken, wie Ihre

Vorgängerin, welche steif und fest behauptete, diese Räume hier müßten der Tummelplatz einer ganzen Geisterschaar sein."

Während sie sprach, hatte sie eine Portière zur Seite geschoben und die Thür dahinter geöffnet.

Viola erblickte, eintretend in das dahinter liegende Zimmer, zuerst das in dessen Mitte auf einer um zwei Stufen erhöhten Estrade stehende Bett. Geschnitzte Säulen erhoben sich an den vier Ecken und trugen einen mit weißen Federbüschen geschmückten Betthimmel, von dem schwere, rothseidene Gardinen niederhingen und das Innere verhüllten.

Die Hauptwand des Zimmers nahm ein großer Garderobeschrank, ein wahres Meisterwerk von Holzschnitzerei, ein.

An den mittelsten der großen, aus lauter kleinen, runden, im oberen Theile farbigen Scheiben bestehenden Fenstern stand der Toilettentisch, der aber nicht aussah als sei er für den Gebrauch einer Dame bestimmt gewesen.

Der Waschtisch trug silbernes Geschirr, den Fußboden bedeckte ein moosweicher, türkischer Teppich, während vor dem Bett, mit dem Kopf auf der untersten Stufe, ein ungeheures Wolfs-

fell ausgebreitet war, dessen sehr naturgetreue Glasaugen die Eintretenden drohend anstierten, und in dessen aufgesperrtem Rachen die mächtigen Zähne blitzten.

Im Kamine dieses Schlafgemaches, wie in dem des Wohnzimmers, brannte ein helles Feuer und strömte eine wohlthuende Wärme aus.

Zahlreiche Wachskerzen verbreiteten auf den silbernen Armleuchtern, die auf dem von schwarz und gelb geadertem Marmor bestehenden Kamine und dem Toilettentische standen, auch hier ihr helles, freundliches Licht.

Viola musterte stumm die Einrichtung, während sie sich ihrer letzten wärmenden Hüllen entledigte, die hier überflüssig waren.

„Nun?" fragte Frau Barbara etwas spitz, als sie fortfuhr, zu schweigen. „Sie sind so still, Fräulein Werner, es scheint mir fast, als würden auch Sie sich fürchten, hier zu schlafen. Sie betrachten so gedankenvoll, mit so furchtsamer Miene dies Bett. Nun, wenn es Ihnen dennoch unheimlich wäre, so können Sie ja andere Zimmer haben, mit all' dem modernen Tant dieser, allem Gediegenen abholden Zeit."

„O nein, nein! Ich danke Ihnen, Frau Barbara," rief Viola, sich gewaltsam ihren Ge=

danken entreißend. „Ich bin glücklich über diese schöne Wohnung, die ich Ihrer Güte danke, auch bin ich durchaus nicht furchtsamer Natur. Ich dachte nur nach."

„Und was dachten Sie? Wenn es mir erlaubt ist, darnach zu fragen."

„O gewiß, es ist kein Geheimniß. Ich dachte, warum Sie mir wohl eine so prächtige Wohnung gegeben haben, die übrigens nicht aussieht, als sei sie für eine Dame bestimmt gewesen, als sie eingerichtet wurde.

Dabei legte sie, vor dem Spiegel des Toilettentisches stehend, ihren Hut ab und ordnete ihr derangirtes Haar ein wenig.

Frau Barbara setzte sich, als werde ihr das Stehen schwer, halb abgewendet in einen der Lehnstühle, die umherstanden und sagte in einem Tone, der jede etwaige Frage in dieser Richtung als eine verbotene deutlich kennzeichnete: „Das war sie auch nicht. Sie haben ganz Recht."

Freundlicher sprach sie weiter: „Warum ich gerade diese Wohnung in dem weitläufigen Schlosse für Sie ausgesucht? Ja, sehen Sie, das hat zwei Gründe. Der eine dient meinem, der andere Ihrem Vortheile. Also erstens, — ich gehe nach Art aller Egoisten voran, — wünschte ich Sie in

meiner unmittelbaren Nähe zu haben, denn ich wohne unter Ihnen. Meine Augen haben sehr abgelegt, ich sehe Alles wie durch einen Nebel. Nun habe ich zwar eine vorzügliche Brille, kann diese jedoch nicht gut vertragen; bediene ich mich ihrer nur eine Viertelstunde lang, so bekomme ich einen Kopfschmerz, der unerträglich ist und mich ganz wild macht. Ich hoffe daher auf Ihre Güte. Sie widmen mir vielleicht täglich ein halbes Stündchen und lesen mir das Interessanteste aus der Zeitung vor? Denn bin ich auch alt, so nehme ich doch noch immer Theil an dem Treiben der Welt und weiß gern, was draußen vorgeht. Was meinen Sie?"

„Einverstanden, meine liebe Frau Barbara, mit großem Vergnügen werde ich thun, was Sie wünschen."

„Ich danke Ihnen. Ich wußte es ja, Sie würden es thun. Die Jugend ist selten ungefällig.

Was nun den Vortheil betrifft, den Ihnen diese Zimmer bringen sollen, so ist es der einer absolut ungestörten Nachtruhe und während des Tages die Möglichkeit, wenn Sie es wünschen, vor jeder Störung gesichert zu sein.

Die Herrschaft ist gut, hat aber ihre Eigen-

heiten. Meine Frau Gräfin vollends ist ein Engel, aber sie ist sehr nervös, und es giebt Zeiten, wo sie keine Nacht ruhig schlafen kann. Dann wandelt sie gleich einem abgeschiedenen Geiste im Schlosse umher, um sich müde zu laufen, kommt wohl auch in das Zimmer der Gesellschafterin und quält diese mit dem Egoismus des Alters, ihr die Zeit mit Vorlesen zu vertreiben oder mit ihr Bret zu spielen. Ganz ähnlich geht es mit dem Grafen am Tage. Auch er ist zuweilen ruhelos und kann dann keinen Moment allein bleiben. Da ist es denn wiederholt vorgekommen, daß er mit dem Vorrecht, das ihm sein ehrwürdiges Alter giebt, die Gesellschafterin in den Stunden, die ihr laut Vertrag freigegeben sind, mit seiner Gegenwart belästigte. Hier sind Sie vor all' diesen Unannehmlichkeiten gesichert, denn Beide betreten nie diesen Thurm."

Viola hatte mit eben nicht angenehmem Gefühl dieser Auseinandersetzung zugehört und dachte bei sich, daß ihre Stellung wohl bei diesen beiden seltsamen Menschen schwieriger sein könne, als sie geglaubt, doch ließ sie sich nicht entmuthigen und sagte, ohne eine Bemerkung über das Vernommene zu machen, heiter: „Nun, ich danke Ihnen recht sehr für alle Ihre Güte. Jetzt aber, beste Frau

Barbara, lassen Sie uns den guten Dingen dort, die Sie so freundlich für uns bestimmt haben, zusprechen, und geben Sie mir eine Tasse Thee, denn ich sterbe fast vor Hunger."

„Ei freilich, ei freilich!" rief Frau Barbara, sich eiligst in das Nebenzimmer an den servirten Theetisch begebend und die Theekanne aus dem schon lange brodelnden Kessel füllend.

„Was bin ich doch für ein Schwatzmaul! Das arme Kind hat Hunger und ich schwatze das Blaue vom Himmel herunter. Sehen Sie, mein Kind, so ist das Alter."

Sie holte ihr Versäumniß nach, indem sie sehr eifrig Viola mit den besten Leckerbissen des reichlich ausgestatteten Theetisches versorgte, wobei sie sich jedoch auch selbst nicht vergaß.

Während Beide so nützlich beschäftigt waren, wechselten sie nur einige gleichgiltige Worte, als aber Viola alles Weitere ablehnte, begann Frau Barbara:

„Jetzt, liebes Fräulein, erlauben Sie mir wohl, daß ich meine Brille hervorhole und Sie endlich einmal genau ansehe. Ich sehe wohl ein weißes Gesicht und ein Paar glänzende Augen, kann aber bei meiner schrecklichen Kurzsichtigkeit, wie Sie wohl bereits bemerkt haben, ohne Brille

nur das unterscheiden, was ich mir direct vor die Augen halte.

Viola gab lachend die Erlaubniß und zog, um das volle Licht auf ihre Züge fallen zu lassen, einen der Armleuchter dicht zu sich heran.

Frau Barbara zog ihre Brille hervor, putzte sie mit ihrem blüthenweißen Taschentuche, setzte sie auf, und den Kopf etwas rückwärts beugend, schaute sie in Viola's lächelndes Gesicht.

Dieser Blick und ein leichenhaftes Verfärben des frischen, rothen Gesichtes, ein gellender Schrei waren eins.

Viola sprang erschrocken auf, und die wie Espenlaub zitternde Hand der alten Frau theilnehmend ergreifend, fragte sie: „Was ist Ihnen? Warum erschrecken Sie über mich?"

Frau Barbara hatte sich bereits gefaßt und den größten Theil ihres Gleichmuthes wieder gefunden, doch zitterte die Stimme noch, als sie sagte:

„Ich — über Sie erschrecken? Nicht doch, mein Kind! Die abscheuliche Brille war es, sie blendete meine Augen. Ich fühlte es, wie einen Stich in's Gehirn dringen. Erschrecken Sie sich nur nicht, mein Kind, ich habe zuweilen solche Zufälle. Was wollen Sie, man wird alt und

alte Gebäude werden eben baufällig. — Kommen Sie, setzen Sie sich wieder. Sie nehmen doch noch eine Tasse Thee? Nach der langen Fahrt bedürfen Sie es. Wollen Sie nicht noch von dieser Marmelade nehmen? Ich habe sie selbst bereitet."

In dieser fieberhaften Weise plauderte sie noch eine gute Weile fort, sichtlich bemüht, Viola nicht zum Nachdenken über ihren Anfall kommen zu lassen und sie von ihrem völlig zurückgekehrten Wohlbefinden zu überzeugen.

Dies gelang ihr im Augenblicke wenigstens ganz.

Viola nahm, um ihr den Willen zu thun, den Thee, ließ sich auch ein paar Löffel der Marmelade aufdringen, sagte aber dann:

„Nein, Frau Barbara. Nun ist es genug. Ich glaube, Sie wollen mich gar ausstopfen. Wenn ich Alles das essen wollte, was Sie mir anbieten, fänden Sie mich morgen früh todt in Ihrem Paradebett dort, das übrigens aussieht, als wäre darinnen wenigstens ein Mord begangen worden."

Während sie so scherzte, beobachtete sie scharf die Wirkung ihrer Worte auf die Gegenübersitzende.

Es war ihr wirklich dieser Gedanke, den sie leicht scherzend aussprach, mit Grauen durch die Seele gegangen. Denn einen unheimlichen Eindruck machte ihr das kolossale, roth verhüllte Bett von Anfang an, und zugleich wäre ein hier begangenes Verbrechen die glaubwürdigste und natürlichste Erklärung der Abneigung des gräflichen Paares gegen das Betreten des Thurmes gewesen.

Obgleich diese Abneigung ihrer eigenen Freiheit zu Gute kommen sollte, fand sie sich doch entschieden davon intriguirt, und hätte gern die Ursache davon gewußt. Dennoch wollte sie nicht fragen, war auch übrigens fest überzeugt, sie werde keine oder eine ausweichende, ja vielleicht gar eine unwahre Antwort erhalten.

Wenn sie jedoch gehofft, auf diesem diplomatischen Umwege etwas zu erfahren, so fand sie sich getäuscht. Frau Barbara wußte entweder nichts von einem hier verübten Verbrechen, oder sie war eine vollendete Heuchlerin, denn sie schaute mit dem Ausdrucke vollster Offenheit zu Viola hinüber und rief abwehrend:

„Gott bewahre uns! Was das für schreckliche Gedanken sind! Ste fürchten sich also doch?"

„Fürchten? Nein. Aber der schlimme Ge-

danke kam mir unwillkürlich, und ich will Ihnen auch sagen warum. Ich habe in England in einem Schlosse ein Zimmer gesehen, in welchem ein ganz ähnliches Bett stand, und dies Bett war die letzte Ruhestätte einer schönen, jungen Lady gewesen, die ihr Gemahl gleich Othello aus Eifersucht im Schlafe erwürgt hatte."

„Der Wütherich! Ich hoffe, er ist dafür gehängt worden!" rief ganz entrüstet Frau Barbara und fügte hinzu:

„Doch Sie dürfen ganz ruhig sein. Ihren Schlummer wird kein Geist eines hier Ermordeten stören. Es mögen wohl in grauer Vorzeit manche finstere Thaten in dem ältesten Theile des Schlosses geschehen sein, aber dieser Thurm ist, so viel ich weiß, rein davon. Es sind nahe an fünfzig Jahre, daß ich als ein fröhliches, junges Ding von achtzehn Jahren hierher kam, und seitdem ist nie etwas Böses hier geschehen. Das könnte ich Ihnen schwören, wenn Sie es wünschten."

„Nicht doch, liebste Frau Barbara! Ihre einfache Versicherung beruhigt mich vollkommen. Das war mein einziges Bedenken, nun, ich bin es sicher, werde ich mich recht bald hier heimisch fühlen, wozu Ihre freundliche Nähe besonders mir helfen wird."

„Nun, ich hoffe es auch. Sie haben auch noch einen anderen Vortheil von dieser Wohnung, dessen ich zu erwähnen vergaß. Der grüne Thurm, man nennt ihn wegen seines dichten Pflanzenmantels so, ist der höchste des Schlosses und bietet von seiner Zinne eine wunderschöne, weite Aussicht für gute Augen. Die Treppen sind für Ihre jungen Füße leicht zu ersteigen, wenn auch die letzte eine wahre Hühnerleiter ist."

„O! Das ist ja herrlich! Ich bin eine sehr große Naturfreundin und so ist es mir eine liebe Nachricht. Ich werde wahrscheinlich sehr oft in meinen Musestunden die Zinne erklimmen."

„Immer zu, wenn es Ihnen Freude macht. Auf meine Gesellschaft müssen Sie da freilich verzichten. Es ist schon ein gut Theil Jahre her, daß ich zum letzten Mal da droben war. Erst wollte ich nicht und dann, als die Erinnerung, welche mir den Aufenthalt da oben verleidete, verblaßt war, versagten den alten, zitternden Beinen die Kräfte."

Sie sprach träumerisch mehr in sich hinein als zu Viola, und ein tiefer Schatten lag dabei auf ihren verdüsterten Zügen.

Nach einer minutenlangen Pause, die Viola nicht störte, riß sie sich, wie mit Gewalt von ihren

augenscheinlich trüben Gedanken ab und sagte abbrechend, indem sie sich erhob:

„Es bleibt also dabei. Sie wünschen ernstlich diese Wohnung zu behalten?"

„Ja, gewiß, Frau Barbara, und sie gefällt mir ausnehmend."

„Gut denn. So wissen Sie auch, was Sie dem Grafen, wenn er Sie morgen bei der Vorstellung fragt, ob Sie nicht lieber in der Nähe der Gräfin ein paar modern eingerichtete Zimmer beziehen wollen, zu antworten haben."

„Ja. Wird aber der Herr Graf oder die Frau Gräfin es nicht übel aufnehmen, wenn ich dies Anerbieten verschmähe?"

„Der Graf nicht, und die Gräfin? Ach die arme Frau! Sie billigt, was er billigt. Sie hat nie einen eigenen Willen gehabt und ist es so gewohnt, den Willen Anderer zu respectiren, daß sie gar nicht mehr anders kann.

Sprechen Sie nur ungescheut Ihre Vorliebe für die alterthümliche Einrichtung des grünen Thurmes aus, und man wird Ihren Wunsch, hier zu bleiben, schweigend acceptiren.

Mich wird man freilich schelten, daß ich Sie, den erhaltenen Befehlen zuwider, hier untergebracht habe. Daraus mache ich mir jedoch nichts und

wenn der Herr Graf es mir zu arg treiben sollte, werde ich ihm die Wahrheit sagen, weshalb ich Sie nicht im Mittelbau logirte."

Auf einen Klingelzug deutend, fuhr sie fort: „Ein Zug bringt Ihr eine Treppe höher wohnendes Kammermädchen, das ich Ihnen hernach gleich schicken werde, zwei den im Parterre für unseren gemeinschaftlichen Dienst einlogirten Diener, zu Ihren Befehlen herbei.

Und nun, mein liebes Fräulein, Gott behüte Sie! Schlafen Sie ruhig, diese Zimmer und ihre Einrichtung sind einst der Schauplatz großen Glückes und — großer Schmerzen, schwerer Herzenskämpfe gewesen, aber es ist nie etwas in Ihnen geschehen, was das allsehende Auge Gottes zu scheuen gehabt."

Vollkommen beruhigt, denn der Ton voller Wahrheit klang aus dieser Stimme, und Wahrheit lag in dem ehrlichen, offenen Blicke der grauen Augen, schüttelte Viola Frau Barbara die Hand und sagte ihr gute Nacht.

8.

Die Vorstellung.

Nach einem tiefen, traumlosen Schlummer in ihrem hausähnlichen Bett erwachend, schlug Viola die Gardinen zur Seite und schaute noch schlafbefangen, wie sie war, mit halbgeöffneten Augen in's Zimmer hinein und — zog, einen leisen Schrei ausstoßend, die zurückgesunkene, seidene Decke wieder bis zum Halse empor.

Wenige Schritte von ihr stand, lichtumflossen, ein wunderschöner, in schwarzem Sammt gekleideter Knabe, das von goldenen Locken umwallte, lieblich trotzige Gesicht ihr lächelnd zugeneigt, die Rechte auf dem Kopfe einer ihm zur Seite stehenden ungeheuren Dogge, in der Linken den federgeschmückten Hut.

Ein zweiter Blick Violas und sie mußte lächeln über ihren Schrecken.

Sie hatte entdeckt, daß es nur ein ausgezeichnetes Gemälde sei, welches von einem breiten, durch die nicht ganz geschlossenen Fenstergardinen schlüpfenden Sonnenstrahle getroffen, sich leuchtend in plastischer Natürlichkeit von dem dunkel gehaltenen Hintergrunde abhob. Merkwürdiger Weise mußte sie es am vergangenen Abende übersehen haben, was sich später dadurch erklärte, daß es, als sie in der Nähe der Schwelle stehend, das Zimmer gemustert, von dem Bett vollständig verdeckt worden war.

Nur die Hand eines großen Meisters konnte dies Porträt geschaffen haben, es war, als lebte die junge, elastische Gestalt. Das Licht keines gewöhnlichen Geistes strahlte aus den großen, hellbraunen Augen, die aussahen, als würden sie von einer inneren Flamme erleuchtet, so golden glänzten sie, und der einer Purpurrose glühende, lächelnde Mund müsse sich öffnen, um zu sprechen.

Viola konnte sich gar nicht satt sehen an dem schönen Knaben, sie studirte ihn förmlich, und je mehr sie ihn ansah, um so mehr entdeckte sie in seinen Zügen. Bei aller Lieblichkeit des schönen Gesichts hatte der Meister, der es gemalt, auch

verstanden, Charaktereigenschaften, die sich wohl erst später entwickelt hatten, in den vorhandenen Keimen anzudeuten. Auf der hohen Stirn, über den lieblichen Bogen der Brauen lag stolzer Trotz, und die Form des Kinnes, ein Zug um den lächelnden Mund, sprach von einem energischen Willen. Bei ihrem Studium wollte es Viola scheinen, als müsse sie irgendwo ein ähnliches Gesicht und solch' leuchtende Sonnenaugen gesehen haben. Wie viel sie aber auch grübelte, es wollte ihr nicht einfallen, wer und wo es gewesen.

Inzwischen war der Sonnenstrahl weiter gewandert, die leuchtenden Farben erblaßt, das Bild wieder in das allgemeine Halbdunkel, welches die Brokatgardinen hervorriefen, zurückgetreten.

Violo stand auf, klingelte dem Mädchen und ließ sich ankleiden.

Dann brachte der Diener das Frühstück, und um eilf Uhr erschien Frau Barbara, um sie zur Vorstellung bei dem gräflichen Paare abzuholen.

Diesmal hatte Frau Barbara ihre mächtige Hornbrille bereits auf der Nase, als sie, zu Viola tretend, sie begrüßte.

Der Blick, den sie auf das schöne Gesicht heftete, war wundersam. Viola bemerkte es wohl und sah auch, wie die Frau abermals erblaßte,

und fühlte, wie die Hand, welche die ihre berührte, erkaltete und zitterte.

Sie fragte befremdet:

„Was ist Ihnen? Sind Sie krank, Frau Barbara? Kommen Sie, setzen sie sich einen Augenblick.“ Sie zog rasch einen Lehnstuhl herbei, in dem sich Frau Barbara mehr fallen ließ, als daß sie sich setzte.

Sie schloß die Augen, athmete ein paar Mal tief auf und sagte dann, aufblickend und das Flacon abwehrend, welches Viola schnell aus ihrem Necessaire genommen:

„Ich danke Ihnen, ich brauche das nicht. Es ist schon wieder gut. Ich bin ein wenig zu schnell die Treppe heraufgestiegen. Ja, ja, das geht nicht mehr. Ich kann immer noch nicht vergessen, wie schnell ich einst herauf sprang. — Haben Sie gut geschlafen?“

„O, sehr gut! Ich danke Ihnen.“

„Was haben Sie geträumt?“

„Nichts. Auch gar nichts, denn ich habe geschlafen wie ein Murmelthier,“ lachte Viola.

„Das ist Schade! Man sagt, der erste Traum in einer neuen Heimath sei prophetisch.“

„Wirklich? Das ist ja wohl nur ein leerer Aberglaube. Doch, da fällt mir ein. Wer ist

oder war der liebe, schöne Knabe dort im Schlafzimmer? Ich habe nie ein schöneres, glücklicher aussehendes Kind gesehen."

Frau Barbaras Gesicht hatte sich verdüstert, ihr Blick schien in Thränen getaucht und ihr Mund zuckte schmerzvoll.

Erst nach einer Pause war sie gefaßt genug, um zu antworten.

„Es ist das Porträt des ältesten Sohnes des Hauses. Erwähnen Sie seiner nie da drüben." Sie deutete mit dem Daumen über ihre Achsel.

„Ist er todt? Starb er jung?"

„Nein. Jung starb er nicht, und — ob er starb? weiß Gott allein! — Vielleicht irrt er umher auf der Erde! Heimathslos! Ein Bettler!" schrie Frau Barbara im tiefsten Jammer die Hände ringend und große Thränen rollten unter der Brille hervor über die erblichenen Wangen.

Viola war sehr betroffen, mit ihrer theilnehmenden Frage eine so tiefe Wunde rauh berührt und so großen Jammer geweckt zu haben.

Aber diese alte Frau besaß eine ganz wunderbare Selbstbeherrschung. In einer Minute hatte sie ihren Schmerz verschluckt, ihre Thränen getrocknet, und sagte mit ziemlich festem, nur etwas heiserem Tone:

„Das ist ein verbotenes Thema, Fräulein Werner. Fragen Sie mich nie wieder nach ihm, denn ich würde Ihnen nicht antworten.

Bevor Sie mich nach dem Mittelbau begleiten, muß ich Ihnen noch einige Warnungen ertheilen, die Sie um Ihrer selbstwillen beherzigen müssen.

Wundern Sie sich über Nichts, was Ihnen vielleicht bei dem gräflichen Paare seltsam erscheinen mag. Das heißt, wundern können Sie sich im Stillen so viel Sie wollen, aber darüber sprechen dürfen Sie mit Niemandem. Grübeln Sie nicht, forschen Sie nicht, es giebt hier nichts zu entdecken, was Jemand Anderen als nur die Betheiligten interessiren könnte.

Das gräfliche Paar hat tiefen Kummer gehabt, Kummer, den sie sich selbst bereitet," setzte sie hart hinzu, „und nagende Reue frißt an ihrem Leben, raubt ihnen Ruhe und Frieden, obgleich sie sich das nicht selbst, geschweige denn Einander gestehen mögen.

Sie werden manche Seltsamkeit gewahren, und Ihr Amt, die beiden alten Leute zu unterhalten, nicht eben leicht finden. Aber ich habe, indem ich Ihnen Ihre Einsamkeit und Zurückgezogenheit sicherte, dafür gesorgt, daß Ihnen Ihr Amt nicht unerträglich wird, wie Ihrer Vor-

gängerin, der albernen Närrin, welche sich vor den Thurmzimmern fürchtete und es doch dann in derselben Wohnung, die sie sich trotz meiner Warnungen gewählt, nicht aushalten konnte."

Viola dachte bei sich, als sie mit immer schwerer werdendem Herzen diese Mittheilungen anhörte, es wäre doch gewiß besser gewesen, wenn sie eine andere Stelle gewählt, als gerade diese, die ihr in der Ferne so überaus passend für sie erschienen war.

Doch ging der Anflug von Zaghaftigkeit schnell vorüber, muthig und energisch, wie sie war, sagte sie sich: Dummes Zeug — was kann es helfen, ich bin nun einmal hier und muß versuchen, mein Bestes zu thun und das Beste daraus zu machen.

Nachdem sie sich so im Stillen Muth zugesprochen, folgte sie ruhig Frau Barbara, die heute wieder prächtig aussah in ihren alten Brokatgewändern.

Die Gräfin hatte ihr, wie Viola später erfuhr, die ganze Garderobe der Gräfinnen aus dem vorigen Jahrhundert für ihre Toilette überwiesen, und sie somit für ihr ganzes Leben versorgt

Nachdem sie eine Menge hallender Corridore

und Gänge, Treppen und Treppchen passirt waren und eine Reihe Staatsgemächer des Mittelbaues durchschritten hatten, öffnete ihnen ein Haiduk in sehr reicher Livree ein saalähnliches Zimmer, das dem gräflichen Paare als Wohngemach diente.

Es war im modernsten Geschmack überaus prächtig eingerichtet. Weiche Teppiche deckten den Fußboden, Fenster und Thüren schmückten und verhüllten kostbare, mit Gold durchwirkte, schwere Gardinen, von violetter Farbe, welche mit den Bezügen der zahlreichen Polstermöbel aller Formen, die überall herumstanden und in Verbindung mit bücherbedeckten Tischen kleine, lauschige Plauderwinkel bildeten, harmonirten.

Vor dem mittelsten, eine Thür, die auf einen Altan hinausführte, bildenden Fenster stand ein großer, mit Büchern und Schriften bedeckter Schreibtisch. Vor diesem saß in einem Lehnstuhle, über ein Buch gebückt, der Graf.

Dicht daneben lag auf einer Couchette die Gräfin, in einen silbergrauen, mit kirschrothem, durchstepptem Atlas doublirten, reich mit weißen Spitzen garnirten Cachemirschlafrock gehüllt, in der von Juwelen funkelnden, skelettähnlichen Hand ein Buch haltend.

Frau Barbara präsentirte Viola, die sich,

wenige Schritte von der Couchette stehen bleibend, verneigte.

Die Gräfin hatte das Buch sinken lassen und richtete ihre Lorgnette auf die Vorgestellte.

Aber kaum hatte sie einen Blick auf sie geworfen, als sie, mit beiden Händen nach dem Herzen fahrend, einen schrillen Schrei ausstieß und in Ohnmacht fiel.

Frau Barbara schien das erwartet zu haben, denn sie erschrak gar nicht, sie nickte mit dem Kopfe, und ein bitteres Lächeln zuckte um ihren festgeschlossenen Mund.

Auch that sie gar nichts, um der Ohnmächtigen beizustehen, vielmehr richtete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Grafen, und drückte, um besser zu sehen, ihre Brille näher gegen die Augen.

Der Graf, der Anfangs ganz in sein Buch vertieft schien, hatte von den Eintretenden trotz Barbara's vorstellenden Worten keine Notiz genommen.

Durch den Schrei seiner Gemahlin erschreckt, wendete er sich dieser zu und erblickte sie in den Armen Viola's, die, da Barbara sich nicht rührte, rasch hinzu gesprungen und bemüht war, die Bewußtlose auf der Couchette festzuhalten, von der sie hinabzugleiten drohte.

Die tiefliegenden Augen des Grafen hefteten sich stier, mit unnatürlich erweiterten Pupillen auf das süße Gesicht Viola's, die buschigen Brauen zogen sich finster zusammen, daß sie nur eine Linie bildeten, und auf der hohen, von Haar ganz entblößten Stirn sprangen hoch anschwellend die blauen Adern hervor.

Eine dunkle Röthe färbte die lederartig an den Knochen fest anliegende Haut des fleischlosen Gesichtes. Die etwas breiten Nüstern der römischen Nase vibrirten, der zahnlose Mund war halb geöffnet, als wolle er den Ingrimm, das Entsetzen, was sich so sprechend in seinen Zügen malte, hinausschreien, doch kein Laut ließ sich hören.

Viola schien auf den Grafen, der fortfuhr, sie anzustieren, gleich einer Medusa zu wirken, die ihn versteinerte.

Selbst der silberweiße, bis zur halben Brust fallende Bart des alten Herrn ward zum Zeichen seiner unbegreiflichen Erregung, ein jedes Haar schien sich zu sträuben und die zitternden Hände umkrampften die Seitenlehnen des Stuhles, auf dem er saß, als fürchte er, ohne diese Stütze sich nicht aufrecht erhalten zu können.

Viola, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, hatte

von dem Allen nichts bemerkt und rief endlich, voll Indignation, daß ihr Niemand beistand:

„Aber Frau Barbara, Herr Graf, so helfen Sie mir doch! Geben Sie Wasser, Riechsalz und —"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Der Ton ihrer Stimme hatte den Bann gebrochen, den ihr Anblick auf den Grafen gelegt.

„Wer sind Sie?" schnaubte er sie an mit einer heiseren, zornerstickten Stimme. „Wie können Sie wagen, hierher zu kommen? Wer hat Sie gesendet? — Was wollen Sie hier? — Wer ist das junge Weib, Barbara? Denkt Ihr mich zu überrumpeln? — Was soll sie hier?"

Ehe aber Barbara zu antworten vermochte, schrie er schon wieder: „Hinaus! Hinaus mit ihr! Ich will sie nicht sehen! Fort, nur fort!"

Frau Barbara versuchte vergebens, zu Worte zu kommen und ihn zu verständigen, daß die Dame Miß Werner, das neu engagirte Gesellschaftsfräulein sei. Er überschrie sie: „Ich will nichts wissen. Mich bethört Ihr nicht! Fort soll sie, sage ich! Bin ich noch Herr in meinem Hause? Fort, fort, fort!" und dieses eine Wort gleich einem Wahnsinnigen immer wiederholend, ergriff er den neben ihm lehnenden Krückstock und

stampfte damit auf den Fußboden, wie um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben.

Viola war Anfangs erschrocken, dann empört gewesen von diesem unwürdigen Betragen, für das sie keinen Grund zu finden vermochte.

Gefiel sie ihm nicht, wie es schien, ei, so durfte er es ruhig sagen, wie es einem Manne von Bildung geziemt, ein höflicher Vorwand würde sich ja leicht haben finden lassen.

Sie war erregt und ihre sonst so sanften Augen sprühten Feuer, sie wollte sprechen, wollte ihm sagen, sie gehe schon, es bedürfe seines Schreiens nicht, wollte ihm zu erkennen geben, wie unwürdig eines Gentleman sein Betragen sei, aber sie vermochte sich nicht hörbar zu machen vor seinem Toben.

Einen zornig-verächtlichen Blick auf ihn werfend, kehrte sie ihm den Rücken und schritt der Thür zu.

Frau Barbara hatte endlich jeden Versuch der Beschwichtigung des sich gleich einem Wahnsinnigen geberdenden Grafen aufgegeben. Sehr gelassen die Klingel ziehend, befahl sie der eintretenden Kammerfrau, der Gräfin beizustehen, und eilte Viola nach.

Erst in Viola's eigenem Zimmer brach sie

endlich das Schweigen, welches sie allen Fragen gegenüber festgehalten.

„Kommen Sie hierher, Fräulein," sagte sie, Viola in das Schlafzimmer vor das Bild des jungen Grafen ziehend, und ergriff einen Handspiegel, den sie ihr darbot. „Sie wollen von mir wissen, was die verrückte Scene da drüben, die allerdings Alles übersteigt, was ich erwartet hatte, zu bedeuten hat? Nun, ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß auch ich gestern Abend und heute Morgen von Ihrem Anblick tief bewegt ward?

Blicken Sie in diesen Spiegel und sehen Sie dann prüfend und vergleichend dies Bild an. Sie haben nicht nur dieselben Augen, obgleich der Ausdruck der Ihren weniger übermüthig und viel ernster ist, sondern Ihr schönes, liebes Antlitz gleicht, ins Weibliche übersetzt, Zug für Zug, mit alleiniger Ausnahme des Haares, dem Graf Walters."

Viola war erschreckt, betroffen der Anweisung gefolgt und mußte sich gestehen, daß Frau Barbara Recht habe.

Die Aehnlichkeit war überraschend, und sie konnte sich nur wundern, daß sie nicht selbst darauf gekommen, als sie der ihr auffallenden

Aehnlichkeit des Bildes mit Jemand, den sie bereits gesehen, nachsann.

„Welch seltsames Naturspiel,“ dachte sie, da traf der Name Walter ihr Ohr und blitzschnell durchzuckte sie eine Ahnung, die alles Blut so rasch zu ihrem Herzen trieb, daß sie fürchtete, ohnmächtig zu werden und rasch nach Barbaras Arme griff, um sich zu halten.

Die gutmüthige Alte umfaßte sie und geleitete sie zum nächsten Stuhle.

„Na ja, da haben wir es! Nun wird das arme Kind ohnmächtig. Ein Wunder ist es wahrlich nicht, die verrückte Scene hat sie angegriffen, sie mußte ja denken, in ein Tollhaus gekommen zu sein!“ So vor sich himmurmelnd, eilte sie geschäftig hin und her, spritzte Viola Wasser in das Gesicht, streichelte ihr zärtlich die Wangen und ließ sie Aether einathmen.

„Ist Ihnen besser, mein Herzchen? Haben Sie sich drüben so sehr erschrocken.“

„Ach nein, es war nicht das,“ sagte Viola, die sich schon erholt hatte. „Walter? Sie sagten Walter hieß der Sohn des Grafen?“

„Ja, ganz richtig, Walter?“ erwiderte Barbara stutzend.

„Mein Vater hieß auch Walter.“

„Walter hieß er?! Ja? Mein Gott wäre es möglich! sollte — daher diese Aehnlichkeit, die — Aber Ihre Mutter, wie hieß Ihre Mutter?“

„Jessie Morton.“

„Jessie Morton! Gott der Gnade! Es ist Walters, es ist Jessies Kind!“ schrie Barbara, und riß Viola in ihre Arme, sie mit Thränen und Küssen bedeckend und die zärtlichsten Liebkosungsnamen an ihr verschwendend.

Denn verschwendet waren sie wirklich, Viola hörte sie nicht, so tief war sie in dem Gedankenstrome versunken, der gleich einem Katarakt mit dieser Entdeckung über sie hergestürzt war.

Hier also sollte die Heimath ihres geliebten Vaters sein? — Von hier aus war er verstoßen und enterbt hinausgezogen in die Welt, der in Reichthum und Verwöhnung erzogene Grafensohn, um gleich dem Aermsten für Weib und Kind zu arbeiten, damit sie leben konnten, und an der Aufgabe, die für seinen verwöhnten Körper zu schwer war, im Innersten gebrochen durch den Tod der geliebten Frau, die zu zart gewesen, um die auf sie einstürmenden Lebenssorgen zu ertragen, zu Grunde zu gehen. — Das also waren ihre Großeltern, das der harte Vater, die schwache Mutter, die in ihrer feigen Seele nicht einmal

die Kraft gefunden, sich in letzter Stunde auf die Seite des Sohnes zu stellen, als er, die Todeszeichen schon mit unauslöschlicher Schrift im bleichen Antlitz tragend, heimkehrte, aus Vaterliebe seinen Stolz beugend und um Vergebung flehend, damit sein Kind eine Heimath erlange. Sie hatte ihn ziehen lassen ohne Trost, ohne Hilfe für sein Kind. —

Violas Herz verhärtete sich mehr als je gegen die bisher unbekannten Großeltern, die nun, nachdem sie ihnen gegenübergestanden, einen wirklichen Widerwillen in ihr zurückgelassen hatten.

O, der Graf konnte ruhig sein, er brauchte sie nicht fortzujagen, sie, in der er sein Blut erkannt, das zeigte sein Zorn, sein Entsetzen. Sie ging schon allein. Hätte sie eine Ahnung gehabt, wie nahe die Ranzau's ihr standen, sie wäre nie hierher gekommen, nie, niemals. — Und nun wollte sie fort, so schnell als möglich fort, auf Nimmerwiedersehen. Ihr graute vor dem finsteren Gesicht und den lodernden Augen ihres Großvaters.

Dieser Entschluß war es, der ihr mit einem Male alle Ruhe wieder gab.

Sie ließ Frau Barbara noch eine Weile sich ausweinen, küßte sie dann und machte sich sanft aus den umschlingenden Armen los, indem sie

sagte: „Ich danke Ihnen, meine liebe Frau Barbara. Ihre Liebe thut mir unaussprechlich wohl, denn sie beweist mir, daß mein armer Vater doch eine befreundete Seele, ein liebendes Herz in der liebeleeren Heimath sein genannt hat. Sie und ich, wir zweifeln Beide nicht an meiner Abkunft, meine Aehnlichkeit mit jenem Bilde und der Name meiner Mutter ist uns Beweis genug, doch habe ich auch noch andere Beweise meiner Geburt," sie holte jenes Kästchen, welches ihr der sterbende Vater befohlen, nie von sich zu lassen, und sagte, es öffnend: „Hier ist meines Vaters Ring und hier dies Packet mit der Aufschrift: Für meine geliebte Tochter, am Tage ihrer Majorennität zu öffnen." Sie legte Beides vor Frau Barbara hin.

Diese trocknete eilig ihre Thränen und setzte die Brille wieder auf.

„Ja, ja," murmelte sie und drückte ihre Lippen auf den Ring. „Das ist er, das ist Walters Ring, den er seit seinem achtzehnten Geburtstage getragen hat und das, o ja, das hat seine liebe Hand geschrieben, dieselbe Hand, deren erste kindliche Schreibversuche ich so oft geleitet. O, meine liebe Comteß —"

„Still, nennen Sie mich nicht so, ich werde

diesen Titel niemals tragen," erwiderte Viola sehr bestimmt.

„Aber es ist Ihr Recht, Ihr unantastbares Recht. Sie sind die rechtmäßige Erbin Ihres Vaters. Die Ehe Walters mit Jessie Morton war eine durchaus legale, unanfechtbare. Das war ja eben des Grafen größte Wuth, daß sich nichts gegen diese Ehe selbst thun ließ, er konnte nichts thun, als ein altes Familienstatut aus Schutt und Moder ausgraben, und gestützt auf das Recht, welches ihm dieses gab, den zweiten Sohn an Stelle des ältesten, unebenbürtig vermählten Sohnes als Majoratserben einsetzen. Er konnte ihm weder seinen Namen nehmen, noch ihm das Recht des Erbes seines Baarvermögens verkümmern. Und das ist groß, Comte ... Nun, wenn ich das nicht sagen darf, so müssen Sie mir erlauben, Sie beim Taufnamen zu nennen. Denn Miß Werner will mir nicht mehr über die Lippen."

„Recht gern, sagen Sie nur getrost Viola, ohne alle weitere Titulatur zu mir. Die alte, treue Freundin meines lieben Vaters hat ein natürliches Recht an mich."

„Wie gut Sie sind. Und Sie glauben mir, nicht wahr?"

„Gewiß glaube ich Ihnen. Ich bin von

meinen unantastbaren Rechten voll überzeugt, aber ich verzichte darauf, ich verschmähe es, von diesen Menschen etwas anzunehmen. Sie waren es ja, die meine Eltern hinausstießen in das Elend, die meine Mutter tödteten, denn sie war zu zart für das arbeitsvolle Leben, zu dem unsere Armuth sie nöthigte. Sie zwangen auch meinen armen Vater, sich zu Tode zu arbeiten, während sie in Ueberfluß und Reichthum schwelgten. Sie trieben den Todtkranken von der heimathlichen Schwelle wieder hinaus auf das Weltmeer, in dem nun seine Gebeine ruhen, weil sie ihm selbst den letzten Ruheplatz in der Gruft seiner Ahnen nicht gönnten, und sie — sie — sie waren es, die mich, das unschuldige Kind, dessen legitime Geburt ihnen, wie Sie selbst sagen, wohl bekannt war, mit dem Bastardnamen, und meine süße Engelsmutter mit einem noch abscheulicheren Namen noch im Tode schändeten.

Nie, niemals will und werde ich eine Gemeinschaft mit ihnen haben, ich weise eine solche, als meiner und des Angedenkens meiner Eltern unwürdig, weit von mir!"

Viola war außer sich, in ihren sprechenden Zügen lag neben der leidenschaftlichen Empörung ein so energischer Wille, eine so eiserne Ent-

schlossenheit, daß Barbara einsah, ein jedes weitere Wort in dieser Richtung werde vergebens sein.

Sie war entsetzt, daß sie von den Beschimpfungen, die sie oft genug von des Grafen zorniger Stimme ausstoßen gehört, Kunde habe, und begriff nicht, woher ihr diese Kunde gekommen, da das Vermächtniß ihres Vaters fest versiegelt, unberührt vor ihr lag und sie bei genauer Kenntniß des edlen, zartfühlenden Charakters, den Graf Walter gehabt, überhaupt nicht annehmen konnte, er werde seinem Kinde diese zornigen Ausschreitungen seines Vaters schriftlich oder gar mündlich mitgetheilt haben.

Graf Walter wußte überdies recht gut, daß diese wilden Ausbrüche maßloser Wuth von Seiten seines Vaters, so schlimm sie waren, nicht so schlimm zu nehmen waren, als sie zu Gehör kamen.

Der jähzornige Mann war in Momenten höchster Erregung kaum für das, was er sagte, verantwortlich zu machen, denn er wußte nicht, was er sagte in seiner blinden Wuth.

War es nun möglich, daß der Sohn, dem dieser Umstand sehr wohl bekannt war, sein un-

schuldiges Kind mit solcher Kenntniß zu beschweren und so in dem kindlichen Herzen den Keim des Hasses gegen den Großvater auszusäen, nicht verschmäht haben würde?

9.

Die strafende Hand Gottes.

Frau Barbara ging vergeblich alle Möglichkeiten durch und entschloß sich endlich zu einer directen Frage: „Aber, mein liebes Kind, woher wissen Sie diese Abscheulichkeiten, welche nur der maßloseste Zorn des Grafen nicht entschuldigen, aber doch erklären kann?“

„O, ich habe die Fieberreden meines armen Vaters nicht vergessen, sie führten mir mit greifbarer Deutlichkeit die entsetzliche Scene vor, welche mein Vater mit den Seinen gehabt, als er kam, für mich, die, wie er wohl fühlte, bald allein in der Welt stehen würde, eine Heimath zu erbitten. Die Scene fand zwischen ihm und seinem Vater und dem an meines Vaters Stelle als Erbe getretenen Bruder statt.

Mein Vater hatte jede Nacht Fieber, und immer wieder war es jene fürchterliche Scene, von der seine Phantasieen sprachen. Der künftige Majoratsherr muß ein Elender sein, denn er gesellte zu Härte und Grausamkeit noch die giftigste Verhöhnung."

„Er war ein Elender, müssen Sie sagen. Ja, das war er. Aber er erhielt seinen Lohn bald genug, nicht lange erfreute er sich des abermaligen Sieges über den stets gehaßten und beneideten Bruder."

„So ist er also todt? Warum aber haßte, warum beneidete er meinen Vater?"

„Er beneidete Walter die abgöttische Liebe der Eltern, und er haßte ihn wegen seiner leuchtenden Schönheit. Gebhard selbst war häßlich und hatte nur ein Auge. Beides, die Verunstaltung seiner ursprünglich wohl gebildeten Züge und der Verlust des Auges, waren eine Folge der schwarzen Blattern, die er als Kind von vier Jahren hatte. Der gewichtigste Grund seines Hasses jedoch war die Liebe Jessie Mortons, um die Graf Gebhard vor seinem Bruder vergebens geworben."

„Ah! Der Elende, wie konnte er hoffen, je die Liebe eines edlen Mädchens zu gewinnen! — Aber, liebe Frau Barbara, Sie sagten, mein

Vater sei von seinen Eltern abgöttisch geliebt worden. Wie stimmt das —?"

„Zu seiner Verstoßung, wollen Sie sagen, nicht wahr? Ja, Kind, ich selbst habe mich das oft gefragt, und habe nie begriffen, wie solch' ein Widerspruch zwischen Gefühlen und Handlungen möglich ist. Denn ich weiß wenigstens von der Gräfin ganz gewiß, daß sie nicht einen Augenblick aufgehört hat, ihren Erstgeborenen zu lieben, sich unaufhörlich nach ihm sehnt und tief, tief bereut, daß sie nicht stark genug gewesen, da es noch Zeit war.

Auch von dem Grafen weiß ich gewiß, daß er seine Härte und Grausamkeit bereut. Gebhard war an Allem schuld.

Sie kennen doch sicher Schiller's Räuber? Nun sehen Sie, setzen Sie das Scheusal Franz neben Gebhard Ranzau und Sie werden kaum unterscheiden können, wer von Beiden schlechter an seinem Bruder handelte.

Sie begreifen, daß all' die Verläumdungen und Schlechtigkeiten Gebhard's erst nach seinem Tode und auch dann nur theilweise zu meiner Kenntniß kamen, das Uebrige combinirte ich und werde mich nicht getäuscht haben. Jetzt, wo es gilt, Ihre Anerkennung und —"

„O nicht doch, sprechen Sie davon nicht. Ich will nichts, ich verzichte auf diese Rechte. Aber warum mag wohl mein Vater in seinen Fieberreden Ihrer gar nicht erwähnen? Bei Ihrer Stellung hier im Hause, die Sie doch sicher schon damals eingenommen haben, sollten Sie doch wohl —"

„Mich an meines geliebten Grafen Walter Seite gestellt und seinem grausamen Vater, seinem schändlichen Bruder die Wahrheit gründlich gesagt, und wenn das nichts nützte, mich selbst als Pflegerin für ihn und sein Kind angeboten haben. Ja, weiß es Gott! Das würde ich, dafür ist der Allmächtige mein Zeuge!" rief Barbara, von Neuem weinend.

„Ach, das war ja eben das Unglück! Ich war ja verreist, war in Wien bei meiner dort verheiratheten Tochter, die ein schweres Kindbett gehabt und zu sterben meinte. Sie wollte die Mutter noch einmal sehen. Na, da hatte ich Urlaub genommen, reiste hin und pflegte sie mit Gottes gnädiger Hilfe gesund. Ich war zwei Monate weg. Als ich zurückkam, da war das Unglück geschehen und nichts mehr zu ändern, und wenn ich mir die Augen ganz und gar ausweinte, was ich denn auch beinahe gethan. Wie

ich später hörte, von Weitschel nämlich, hat der schändliche Gebhard dem Bruder, auf seine Frage nach mir, gesagt, die Alte sei längst gestorben. So hatte er ihm auch die Möglichkeit abgeschnitten, sich brieflich an mich zu wenden und mir sein Kind zu senden. Er wußte eben wohl, daß er mich zu fürchten hatte.

Nun, wie ich schon sagte, er hat sich seines neuen Schurkenstreiches nicht lange erfreut. Die Strafe des Höchsten für ihn und dem harten Vater kam rasch. Schlag folgte auf Schlag.

Graf Gebhard wurde ein halbes Jahr, nachdem er Graf Walter wieder aus der Heimath fortgetrieben, von Wilddieben auf dem Anstande ermordet.

Er war ein starker, kräftiger Mann und der Kampf zwischen ihm und den Mördern muß furchtbar gewesen sein. Er war mit Wunden bedeckt. Ganz zerfleischt wurde er erst am Abende des nächsten Tages in einer Schlucht gefunden, in welche die Mörder ihn hinabgestürzt.

Die Aerzte sagten, er müsse eine sehr zähe Lebenskraft besessen haben, denn er könne noch nicht lange todt gewesen sein, als man ihn fand. Und er war seit vierundzwanzig Stunden vermißt worden.

Was muß er also gelitten haben, ehe er starb."

„Schrecklich!" stöhnte Viola schaudernd.

„Ja, schrecklich, aber verdient," bemerkte Barbara hart. „Die in Berlin glücklich verheirathete Tochter unseres Grafen, eine schöne, gefeierte Frau, die aber ebenfalls nie ein Herz für den Grafen Walter, noch ein Wort der Fürbitte für ihn bei den Eltern gehabt, ertrank mit ihren Kindern gelegentlich einer Schweizerreise auf dem Bodensee.

Der Graf Gebhard hatte zwei Söhne hinterlassen. Der älteste Sohn, Maximilian, war ein schönes, seinem Vater sowohl an Gesicht, wie an Gemüth sehr unähnliches, liebes, hoffnungsvolles Kind, voll der herrlichsten Anlagen, nur etwas leichtsinnigem, wildem Temperamentes, dem es zuweilen Vergnügen machte, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was er sollte.

Auf ihn concentrirte sich die ganze Liebe der Großeltern, er wurde ihr Abgott, wie es einst Walter gewesen. Wie er wurde er verzogen und verwöhnt, wie einst ihm, wurden all' seine Wünsche im Voraus errathen und erfüllt, selbst die unvernünftigsten.

Er war der Herr im Schlosse, Alles drehte

sich um seinen Willen. Der Graf, der seinen eigenen Sohn so grausam und hart behandelt hatte, wurde wie weiches Wachs in seines jungen Enkels Hand.

Der zweite Sohn Gebhard's, zwar viel weniger schön, war ebenfalls ein reich begabtes, intelligentes Kind.

Die beiden Knaben liebten einander zärtlich und waren stets beieinander.

Im zweiten Jahre nach dem gewaltsamen Ende des Grafen Eberhard tummelten sich die beiden Kinder mit einer Schaar Kameraden auf dem Eise des bei dem Schlosse, wo wir damals wohnten, vorbeifließenden Stromes.

Die abgesteckte Bahn war gut und sicher. Der Hofmeister der Knaben trug also kein Bedenken, sich auf eine kurze Zeit zu entfernen. Als er zurückkehrte, waren die beiden kleinen Grafen nebst einer Anzahl anderer Knaben verschwunden.

In der Ferne sah der tödtlich erschrockene Mann die Kinder als eine schmale schwarze Linie eben um eine Biegung des Stromes verschwinden. Er erfuhr, daß Maximilian seinem Bruder und den Anderen einen Wettlauf nach der Blumeninsel, die etwa eine Stunde entfernt, sich mitten im Strome befand, vorgeschlagen hatte.

Der arme Hofmeister wußte genug. Seine Schlittschuhe in fliegender Eile wieder anlegend, sauste er im nächsten Augenblicke den Kindern nach.

Der Himmel hatte sich plötzlich mit Wolken umzogen, frühzeitige Dämmerung senkte sich auf die Erde nieder. Der Hofmeister wußte, daß er sein Leben auf's Spiel setzte, denn der Fluß hatte viele warme Stellen, welche nie ganz zufroren. Der reichliche Schneefall des Morgens aber mochte bei der in den vorhergehenden Nachtstunden herrschenden strengen Kälte diese Stellen wohl mit einer leichten Kruste zugedeckt und verborgen haben.

Doch was galt ihm sein eigenes Leben, wo sein einziger Gedanke die Rettung der ihm anvertrauten Kinder war.

Würde er, wenn sie alle übrigen Stellen glücklich passirt waren, noch früh genug kommen, um sie vor der gefährlichsten, in der Nähe der Insel gelegenen Stelle, wo unter dem Wasser eine warme Quelle befindlich war, zu warnen?

Gleich einem Rasenden sauste er dahin, die Seelenangst verdoppelte seine Kräfte. Er schien zu fliegen.

Schon sah er die Kinder nahe und näher vor

sich. Aber auch sie hatten ihn gesehen und betrachteten die Jagd auf sie als einen köstlichen Spaß. Lachend trieb Maximilian den Bruder zur Eile, sie wollten und mußten vor dem Hofmeister die Insel erreichen.

Näher und näher kamen sie der verhängnißvollen Stelle. Der Hofmeister wollte sie anrufen, ihnen Halt gebieten, aber die keuchende Brust fand keinen Ton.

Immer rückwärts blickend, glitt Maximilian, den Bruder an der Hand, mit diesem den Uebrigen weit voran. Da blickte er wieder rückwärts, stieß einen hellen Jauchzer aus und schwenkte triumphirend sein Hütchen gegen den Hofmeister, der im letzten Augenblicke endlich die Kraft zu einem dringenden Warnungsrufe fand. Er verhallte ungehört und — im nächsten Augenblicke waren beide Knaben unter der trügerischen, dünnen Eis- und Schneedecke verschwunden, und jenes unheimliche, knackende Geräusch brechenden Eises war der einzige Laut, der den Sturz verrieth, denn die Kinder hatten nicht einmal Zeit gefunden, zu schreien. Dem Sturze freilich folgte der Entsetzensschrei des armen Hofmeisters und das vielstimmige Angstgekreisch der nun schnell ihren Lauf hemmenden Kameraden.

Daß ich es kurz mache. Es gelang dem Hofmeister, der sich den Kindern sofort nachstürzte, als er zur Stelle gelangt war, den kleinen Wolf dem tückischen Elemente zu entreißen.

Maximilian war und blieb verschwunden, nicht einmal seine Leiche hat man finden können. Im Frühling hat man zwanzig Meilen weit von der Stelle, wo das Unglück geschehen, eine Kindesleiche im Flusse gefunden, konnte aber, die durch die Verwesung zu einer formlosen Masse gewordene Leiche, von der die Kleider abgefault waren, nicht mit Bestimmtheit als die Maximilian's recognosciren.

Auf alle Fälle ward sie im Erbbegräbniß beigesetzt.

Der kleine Wolf wurde nach langer Krankheit zwar dem Leben wiedergegeben, aber aus dem gesunden, reichbegabten, lebhaften Kinde ist ein siecher Mensch, beinahe ein Idiot geworden. Er wird nie heirathen können und somit erlöscht mit diesem letzten Erben des Namens das Grafenhaus.

Dieser letzte Schlag schmetterte die Großeltern völlig nieder. Die Gräfin siechte an einem Gehirnfieber, das sie lange hart auf der Grenze zwischen Leben und Tod hielt.

Der Graf selbst war endlich gebrochen, er war nicht krank, aber sein noch dunkles, volles Haar fiel in einem Monat, bis auf den Rest weniger schneeweiß gewordener Haare, völlig aus. Der kräftige Mann war zum Greise geworden.

Ich bin gewiß, er erkannte und beugte sich unter die rächende, strafende Hand Gottes, obgleich er nie weder zu mir, noch zu der endlich wieder genesenen Gräfin, -- die bis zur Stunde ebenso schweigend leidet als er, und damit eine Stärke des Geistes beweist, deren kleinster Theil hingereicht haben würde, ihrem ältesten Sohne sein Recht zu verschaffen, wenn sie sich noch in letzter Stunde dazu aufgerafft — je ein Wort darüber gesprochen hätte.

Sie sehen, mein Kind, die Vorsehung hat furchtbar gestraft, was Ihre Großeltern gegen Ihre Eltern und gegen Sie gesündigt haben. Wie tief Beide ihre Schuld fühlen, wie bitter die Reue sein mag, die sie verzehrt, hat Ihnen doch wohl ihr Schreck bei Ihrem Anblick genugsam bewiesen. Sie könnten vergeben und —"

„Ja, Frau Barbara, ich kann, ich will vergeben," erwiderte Viola, tief ergriffen von der schlichten Erzählung so großen Unglückes. „Aber ich will mich ihnen nicht nähern, will nichts von

ihnen haben. Es ist dies ja auch der ausdrückliche Wille meines lieben Vaters.

Früher als er gewünscht bin ich nun von meiner Abstammung unterrichtet worden. Doch es ist ohne mein Zuthun, durch Gottes Schickung geschehen.

Trotzdem werde ich meines Vaters Testament nicht vor meinem einundzwanzigsten Geburtstage öffnen, es sei denn, daß meine Großeltern jetzt, wo ihnen mein Dasein bekannt geworden, meine Freiheit, die, wie mir mein Vater gesagt, in seinem Testamente unantastbar vor ihnen gesichert ist, verkümmern wollten."

„Aber, Viola, Jene wissen ja nicht, daß Sie ihre Enkelin sind, es kommt doch ganz auf uns an, ob sie es erfahren sollen.

Ihre Aehnlichkeit mit dem verstoßenen Sohne hat Beide erschreckt und entsetzt, das ist Alles. Es giebt ja solche seltsame Aehnlichkeiten wildfremder Menschen.

Sie könnten ruhig hier bleiben und —"

„Nimmermehr! Ich ihnen dienen?! O nein, nein! Das will, das werde ich nicht! Ich mag sie nie wieder sehen!

Uebrigens haben Sie vergessen, in welch' schimpflichem Verdacht der Graf uns Beide hat.

Er glaubt an eine abgekartete Sache zwischen uns.“

„Nicht doch, das denkt er nicht,“ versuchte Barbara zu beschwichtigen.

„Doch ja, das denkt er. ‚Glaubt Ihr mich zu überrumpeln? — Mich bethört Ihr nicht.‘ — Das hat er geschrieen.

Ist das nicht Beweis genug, wie niedrig er von mir denkt, in der er, Sie mögen es glauben oder nicht, mit Gewißheit die Enkelin erkannte.

Nein, Frau Barbara, ich will diesen Mann niemals wiedersehen.“

„Ach, mein Kind, auch Sie sind nicht ohne einen guten Theil des Ranzau'schen Starrsinnes. Ich wäre so glücklich gewesen, das Kind meines geliebten Grafen Walter pflegen, mit ihm von dem Unvergeßlichen plaudern zu können.“

„Liebe, gute Frau Barbara,“ sagte Viola, die rothen Wangen herzlich küssend. „Bei Ihnen würde ich gern, sehr gern bleiben, wenn das anginge.

Sie würden mir von meines lieben Vaters Jugend, seiner glücklichen Kindheit und von meiner süßen Engelsmutter, von der ich so wenig

weiß, erzählt haben. Ich hätte Ihnen von unserem Leben in Amerika gesprochen und wir würden recht glücklich zusammen gewesen sein."

„Nun, mein liebes Kind, warum soll das nicht sein können? Sie wollen nichts von Ihren Großeltern wissen. Gut, ich respektire Ihren Willen.

So bleiben Sie doch bei mir. Dieser Thurm ist mein unbestrittenes Reich.

Alles darinnen mein Eigenthum, mein mir auf meinen ausdrücklichen Wunsch geschenktes Eigenthum."

„Das ist ganz schön. Aber — Sie vergessen, liebe Frau Barbara, daß Sie im Dienste meiner Großeltern stehen, und daß ich auf Kosten dieser leben müßte, wenn ich bei Ihnen bliebe.

Ich bitte Sie, dringen Sie nicht länger in mich. Es kann nicht sein.

Aber eine Woche will ich bei Ihnen bleiben, bis ich über meine ferneren Schritte einen Entschluß gefaßt habe.

Das ist mein gutes Recht, das ich nicht als Enkelin und Angehörige des Grafen, sondern als fremde, bezahlte Gesellschaftsdame zu beanspruchen habe.

Diese Woche wollen wir recht ausnutzen, wollen immer bei einander sein, soviel es Ihr Dienst gestattet, und wollen uns recht aussprechen. Ich möchte vor Allem wissen, wie mein Vater und meine Mutter sich gefunden, möchte Alles von ihnen hören, was Sie mir sagen können."

„Wohl, mein Kind, das soll geschehen, und hier ist gerade der rechte Boden für die Geschichte eines kurzen Glückes und langer Schmerzen.

Denn hierher, in das damals unbewohnte einsame Schloß, hatte Graf Walter die Geliebte geflüchtet.

Unten in der Schloßkapelle des linken Flügels fand die Trauung Ihrer Eltern in der Mitternachtsstunde durch einen Universitätsfreund Ihres Vaters, einem jungen, eben erst ordinirten Geistlichen statt, dessen erste Amtshandlung diese Trauung war.

Jenes Bett dort war das Brautbett.

Oben auf der Zinne des Thurmes weilten sie gern, schauten in die ferne Welt hinaus und freuten sich ihrer tiefen Verborgenheit und ihres reinen Glückes.

Ach! Und dort oben stand ich nach ihrem kurzen, nur halbjährigem Wonnetraum, und sah

sie, halb blind vor Thränen, wie durch einen Schleier, hinausziehen in die Fremde, verstoßen, enterbt, verbannt, aber dennoch reich und glücklich in ihrer Liebe.

10.

Aus der Vergangenheit.

Was Viola im Laufe vieler Unterredungen von Frau Barbara über ihre Eltern erfuhr, fassen wir hier in einem kurzen Resumé zusammen.

Jessie Morton war die Tochter eines in seinem Vermögen, theils durch eigene Schuld, durch zu flottes Leben und einer Leidenschaft für das Spiel, theils durch Verluste an einer fallit gewordenen Bank herabgekommenen Engländers, von guter, aber nicht adeliger Familie.

Mr. Morton hatte den letzten Rest seiner Besitzthümer zusammengerafft und war mit seiner Frau und der siebzehnjährigen Tochter in's Ausland, und zwar nach Deutschland gegangen, wo er, gleich vielen seiner Landsleute, mit dem Wenigen, was ihm geblieben, immer noch einen Schein von Wohlhabenheit festhalten konnte.

Mrs. Morton starb schon im ersten Jahre in der neuen Heimath. Die schöne Engländerin, wie man Jessie Morton in der damals noch nicht so mit Fremden aller Nationen angehäuften großen Stadt nannte, machte Aufsehen, und als das Trauerjahr vorüber war, beeiferte sich der Theil der guten Gesellschaft, welcher einigermaßen ein Haus machte, den neuen Stern, sobald er ihnen vorgestellt worden, in ihre Kreise zu ziehen.

Miß Jessie Morton errang sich mittelst ihrer Schönheit, Lieblichkeit und Anmuth viele Verehrer und erhielt auch, trotz ihrer nicht verborgen gebliebenen Armuth, eine hübsche Anzahl, zum Theil recht gewichtiger Anträge, die sie jedoch alle, einem nach dem Anderen, sehr zum Mißfallen ihres Vaters ablehnte, weil ihr Herz noch nicht gesprochen hatte und sie viel zu stolz und edeldenkend war, um sich für bloßen Reichthum zu verkaufen. Unter den abgewiesenen Verehrern war auch Graf Gebhard Ranzau, der, wie toll verliebt, an nichts, als an Befriedigung seiner Leidenschaft denkend, Miß Morton seine Hand angetragen hatte, obgleich er sicher sein durfte, daß sein stolzer Vater einer solchen Verbindung seine Einwilligung nicht geben werde. Er wurde

abgewiesen wie die Anderen, gab sich aber nicht zufrieden wie Diese, sondern begann, seinem tückischen Charakter gemäß, die bisher Geliebte zu hassen. Er faßte allerhand Rachepläne, mußte aber vorläufig auf deren Ausführung verzichten, da er auf Befehl des Vaters sich in Geschäften für diesen in eine ferne Stadt zu begeben hatte.

In dieser Zeit seines nothgedrungenen Fernseins, kam Graf Walter nach jener Stadt, die der Bruder eben verlassen und machte die Bekanntschaft Miß Mortons. Diese Begegnung entschied über das Geschick Beider. Sie liebten sich, und es dauerte nicht lange, bis sie es sich gestanden.

Wie sein Bruder Gebhard, warb nun auch Walter um Jessies Hand, und ihm ward das Versprechen zu Theil, daß sie sein Weib werden wolle, wenn es ihr Vater gestatte.

Das Verhältniß des Grafen Walter zu seinem Vater war schon seit langer Zeit nicht das alte, ungetrübte mehr. Eine Anzahl von Mißverständnissen und Verdrießlichkeiten, von deren Urheberschaft und eigentlicher Quelle Walter nicht das Geringste ahnte, hatte die gegenseitigen Beziehungen etwas erkaltet, aber noch immer hatte seine persönliche Gegenwart genügt, alle Mißverständnisse zu beseitigen und den Vater wieder für sich zu

gewinnen, obgleich er sich stets vergeblich bemühte, den verborgenen Anlaß zu demselben zu entdecken. Walters edle Seele war weit entfernt, zu ahnen, daß er in dem eigenen Bruder den Feind zur Seite hatte, der ihn ausspionirte und den Vater durch gefälschte Nachrichten, die das Harmloseste in Schlechtes oder wenig Ehrenhaftes zu verkehren wußten, nach und nach von dem Liebling loszureißen suchte.

Graf Walter vertraute auch jetzt auf des Vaters Liebe und warb, obgleich mancherlei Befürchtungen in Betreff der Schwierigkeit, ihn für sich zu gewinnen, ihn bedrängten, um Jessies Hand bei derem Vater.

Mr. Morton gab zwar seine Einwilligung, forderte aber, daß Graf Ranzau, der Vater, für den Sohn bei ihm werbe, eher wollte er von einer bindenden Verlobung nichts wissen.

Graf Walter fand dies etwas viel verlangt von einem Manne ohne Namen und Vermögen, schätzte aber seine Perle selbst so hoch, daß er sie des höchsten Preises werth fand und sich fügte.

Er nahm zärtlichen Abschied von der Geliebten und reiste nach Hause, etwas schweren Herzens zwar, denn er wußte, daß es nicht ohne Kämpfe abgehen werde, aber doch voll Hoffnung, daß der

Vater, da es sich ja um sein ganzes Lebensglück handle, dennoch seinen Bitten nachgeben würde.

Er hatte sich bitter getäuscht. Eine Reihe heftiger Scenen schlug auf beiden Seiten tiefe Wunden, und ihr Ende war gänzliches Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn.

Nun mußte Graf Walter alle Hoffnung auf die Einwilligung des Vaters aufgeben, aber er war nicht gewohnt, sich zu fügen. Waren bisher alle seine Wünsche erfüllt worden, so sollte es auch dieser letzte, höchste Lebenswunsch, dessen Erfüllung oder Versagung ihm gleichbedeutend mit Himmel oder Hölle war.

Willigte der Vater nicht ein, nun wohl, so mußte es gehen ohne ihm. War Jessie einmal Gräfin Ranzau, dann hieß es für den Vater, sich dem fait accompli zu fügen.

Grollend, ohne Abschied von dem Vater, nur der schwachen Mutter, die nichts für den Sohn hatte als ihre Thränen, Lebewohl sagend, reiste er ab und eilte zu der Geliebten.

Er fand sie nicht mehr.

Durch dritte Hand hatte Graf Ranzau Mr. Morton wissen lassen, daß er nie seine Einwilligung zu der beabsichtigten Vermählung seines Sohnes geben, diesen eher enterben und verstoßen werde.

Gleichzeitig ließ er ihm eine große Summe anbieten, wenn er mit seiner Tochter sofort spurlos aus der Stadt verschwinde, und sicherte ihm einen reichen Jahrgehalt so lange zu, als er seine Tochter fern von dem Grafen Walter halte und jede Verbindung, sei es auch eine nur briefliche, zwischen ihnen verhindere.

Der elende Mann, dessen ohnehin leichtfertigen Charakter der Verlust des Vermögens noch mehr verdorben hatte, und der bereits seit dem Tode der Gattin des stillen, eingezogenen, tugendhaften Lebens überdrüssig geworden, nahm das schimpfliche Anerbieten mit Eifer an und verschwand mit der Tochter, sie so gut bewachend, daß auch nicht das kleinste Lebenszeichen von ihr zu dem verzweifelnden Liebenden gelangen konnte.

Während vier langer Jahre suchte Graf Walter rastlos nach ihr, allen Aufforderungen des Vaters, zu ihm zu kommen, ein entschiedenes Nein entgegensetzend.

Graf Gebhard, dessen heimlicher Haß gegen den Bruder die Verschärfung durch dessen Sieg bei der einst von ihm geliebten Jessie wirklich nicht bedurft hätte, benutzte diesen Zeitraum zu immerwährenden Hetzereien bei dem Vater, und ent-

fremdete dessen Herz dem einstigen Liebling mehr und mehr.

Am Ende dieser vier Jahre fand endlich Graf Walter die Geliebte in Biarritz, und zwar am Sterbebette ihres Vaters, der unter falschem Namen lebend, sie von Ort zu Ort geschleppt hatte, wohin ihn gerade seine Leidenschaft für das Spiel gezogen.

Als der Todte begraben war, willigte Jessie, nur zu glücklich, den Treugeliebten wieder zu haben, in eine heimliche Ehe.

Graf Walter nahm seine Maßregeln, gewann den priesterlichen Universitätsfreund zur Trauung, und brachte die Geliebte nach dem einsamen, von Wäldern umgebenen Stammschlosse, wo er sich schon früher für seine ernsten Studien ein heimliches Nest eingerichtet hatte, in dem er zuweilen Monate lang verweilte.

Er durfte hoffen, daß sein heimliches Glück in dem entlegenen Schlosse lange unentdeckt bleiben werde, hatte er sich doch in Frau Barbara, der er sich anvertraut, einen heimlichen Schutzgeist desselben gesichert, der ihn von jeder drohenden Gefahr sofort benachrichtigen, und ihn so in den Stand setzen werde, es vor der Entdeckung, die eine etwaige Reise der Eltern nach dem

Schlosse mit sich bringen mußte, in Sicherheit zu bringen.

Aber er hatte nicht auf die Verrätherei seines tückischen Bruders gerechnet.

Graf Gebhard war durch seine Spione gut bedient und rechtzeitig von der beabsichtigten Ehe seines Bruders unterrichtet worden, daß er sie, wenn er gewollt, verhindern konnte. Und die noch immer nicht erstorbene Liebe zu Jessie, die er Haß nannte, die wüthende Eifersucht auf den glücklichen Bruder, kämpfte mit der Geldgierde, mit dem Ehrgeize, mit dem Wunsche, den Bruder aus dem Majorate zu verdrängen, einen heißen Kampf. Der Ehrgeiz, die Geldgier siegten. Die Ehe vollziehen lassen, hieß für ihn die sichere Anwartschaft auf das Majorat erlangen.

Er ließ die Vereinigten, obgleich er sie lieber sofort überfallen hätte, erst recht sicher in ihrem verborgenen Glücke werden, dann spielte er, als Schlußeffekt seiner Wühlereien, beim Vater die vollzogene Thatsache dieser Ehe aus, wobei er die unschuldige Jessie als eine intriguante, durch alle Schulen gelaufene Abenteurerin, als eine würdige Tochter ihres elenden Vaters zu schildern wußte.

Der vor Zorn und Schmerz fast wahnsinnige

Graf reiste sofort nach dem Stammschlosse ab, Gebhard durfte ihn begleiten.

Frau Barbara war, wie Jedermann, ohne Kenntniß, wohin diese schleunige Reise gehen sollte, aber sie ahnte Alles. Zur Gräfin stürzend, sagte sie, sie wolle Urlaub. Graf Walter sei krank und bedürfe ihrer. Sie erhielt, was sie wünschte, die Gräfin wollte sogar mitreisen, aber Barbara, wohl wissend, daß die schwache, jeder Willensmeinung ganz unfähige Frau, wenn es galt, eine solche gegen ihren Gemahl zu behaupten, ihr eher ein Hinderniß als eine Hilfe sein werde, bewog sie zurückzubleiben.

Aber alle ihre Eile nützte zu nichts. Sie kam zu spät, denn ihr mangelte freilich das Geld, um ihre Reise durch einen Extrazug zu beschleunigen, wie Graf Gebhard gethan, dem Alles daran lag, den Zorn und Schmerz seines Vaters nicht um ein Atom abnehmen zu lassen. Mit vollster Wucht sollte er auf Walters ahnungsloses Haupt niederfallen, und dazu war Eile nöthig.

Die Intrigue gelang. Walter verließ verstoßen und enterbt die Heimath mit seinem Weibe. Die arme Barbara kam gerade noch zurecht, um von der Zinne des grünen Thurmes aus

den Wagen der Abreisenden in der Ferne verschwinden zu sehen.

Graf Gebhard hatte gesiegt, der König bestätigte auf Bitten des Vaters ihn als neuen Majoratsherrn von Ranzau.

11.

Die Audienz.

Am Abende des Tages der verunglückten Vorstellung Viola's wurde Frau Barbara zur Gräfin gerufen und kam sehr niedergeschlagen zurück.

Die Gräfin war erkrankt und lag im heftigen Fieber.

Nach einigen Tagen trat Besserung ein, das Fieber schwand, ließ aber eine sehr große Schwäche zurück.

Als Barbara wieder von der Kranken zurückkehrte, es war am fünften Tage, erwiderte sie auf Viola's besorgte Frage nach dem Befinden der Kranken:

„Es geht nicht gut, gar nicht gut, denn obgleich das Fieber gänzlich geschwunden ist, fürchte

ich doch, es geht rasch mit ihr zu Ende, wenn nicht —"

„Nun, wenn nicht? Warum halten Sie inne?"

„Wenn nicht das harte Herz ihrer Enkelin sich erweicht. Sie stirbt aus Sehnsucht nach Ihnen!"

„Nach mir? Dann haben Sie mich verrathen!"

„Nein, durchaus nicht. Sie hat schon in ihren Fieberphantasieen fortwährend nach Ihnen gerufen und Sie ihres armen, gemordeten Walter Tochter genannt."

„Und der Graf? Was sagt er dazu?"

„Sehr wenig, und das Wenige war noch weniger liebevoll für die Phantasierende. Er nannte sie eine verrückte Närrin und hat seitdem ihr Zimmer nicht wieder betreten, obgleich er sich mehrere Mal des Tages nach ihrem Befinden erkundigen läßt."

„So würde ich nicht Gefahr laufen, ihm dort zu begegnen?"

„Nein, gewiß nicht und außerdem werde ich Wache halten. Er soll Sie in Ihrem Liebeswerk gewiß nicht stören."

„Nun denn, so lassen Sie uns gehen. Ich

hoffe, daß ich damit meines lieben Vaters Willen nicht zuwider handle."

„O, sicher nicht. Er hatte allezeit ein goldenes Herz. Wie würde er wollen, daß seine Mutter aus vergeblicher Sehnsucht nach seinem Kinde sterben sollte!"

„Sie haben Recht, liebe Barbara. Die arme Gräfin! Ihr Fehler ist ja am Ende nur die feige Schwäche einer durchaus unselbstständigen Natur, die nicht die Kraft gefunden, sich gegen einen tyrannischen, ja vielleicht gar gegen sie brutalen Gatten aufzulehnen. Mein lieber Vater sagte das selbst und bemitleidete diese Schwäche seiner armen Mutter mehr, als daß er sie verdammte. Er hat ihr den Antheil, den sie an dem Unrecht, das ihm geschehen, gehabt, immer vergeben."

„O, that er das wirklich? Daran erkenne ich sein gütiges, großmüthiges Herz! O Viola, sagen Sie das ihr, und wenn noch Lebenskraft in ihr ist, so wird diese Lebenskraft durch seine Verzeihung von Neuem erstarken."

Viola fand die Gräfin schlafend und erschrak heftig über ihr Aussehen, denn so hinfällig sie ausgesehen, als sie ihr vorgestellt wurde, war sie da doch vergleichsweise wohl aus-

sehend zu nennen gewesen gegen ihr jetziges Aeußere.

Sie glich vollständig einer Leiche. Die wachsbleiche Haut klebte nur so an den Knochen.

Die Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken und die eingefallene Brust vermochte der kaum hörbare Athem nicht mehr zu heben.

Viola setzte sich still zur Seite des Bettes nieder, um ihr Erwachen zu erwarten.

Frau Barbara begab sich in's Vorzimmer, um Jedermann den Eintritt zu wehren.

Nach einiger Zeit ward der Schlummer der Gräfin unruhiger, sie schien zu träumen, sie wand den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite, und die abgezehrten Hände bewegten sich suchend auf der Decke. Die festgeschlossenen, bleichen Lippen öffneten sich und murmelten unartikulirte Laute, die sich allmählig zu Worten gestalteten: — O Walter — wenn ich Dir nur helfen könnte — aber ich — ich fürchte mich — Du weißt nicht — o — o mein Sohn! Mein Sohn! — Du weißt — ich bin so schwach — er ist so schrecklich — in seiner Wuth — mich morden — sagt er — O mein Sohn! Mein Sohn! Fluche mir — nicht — ich kann" — unverständliches Gemurmel folgte.

Nach einer Pause begann sie wieder: „Deine Tochter? Ja? — Ach — wie ist sie schön — wie — gleicht sie Dir — ich habe sie gleich erkannt — Deine lieben Augen — O, wenn sie käme, mich zu lieben — ach, ich könnte noch einmal — glücklich — ich war es nie mehr — nie mehr — seit Du mein Herzensliebling — ach schwach — schwach und feig. — Hätte er mich gemordet — wenn ich — wie es Mutterpflicht — viel — viel besser — als diese Jahre — Jahre — Jahre — o eine endlose Qual. — Viola — ach Viola! Wenn sie nur käme — käme. — Nein, sie haßt mich — haßt mich — haßt mich — O!"

Mit einem Schrei erwachend, blickte sie in der Ersehnten liebliches Gesicht und in ihre schönen, jetzt von Thränen des Mitgefühles überfließenden Augen.

Sie erschrak weder, noch verwunderte sie sich, als sie die glückliche Erfüllung ihrer sehnsüchtigen Herzenswünsche vor sich sah, sie erhob ihre matten Arme und sie um Viola's Nacken schlingend, jauchzte sie:

„O, da bist Du ja, mein liebes, liebes Enkelkind. Bist Du doch gekommen zu Deiner armen Großmutter? O Gott sei Dank! Gott sei Dank!

Und nun gehst Du nicht wieder fort, lässest mich nicht mehr allein, mit — mit ihm. O das ist gut! Das ist gut!"

Und die abgezehrte Wange schmiegte sich dicht an Viola's blühendes Antlitz.

Viola hatte ihrerseits in erwachender Liebe und tiefem Mitleid ihre Arme um die Kranke geschlungen, aber ehe sie zu antworten vermochte, verkündeten ihr leise, ruhige Athemzüge, daß die Großmutter wieder in ihren Armen eingeschlafen sei.

Dieser Schlummer war so ruhig, schien so süß, daß Viola mit Anstrengung aller Kräfte in der unbequemen Stellung blieb, bis die Kranke nach einer halben Stunde etwa von Neuem erwachte.

Sie schien sehr gestärkt zu sein, und nun begann zwischen Beiden eine ruhige Unterredung, die bei der Schwäche der Gräfin so kurz als möglich war, ihr aber doch Erfüllung ihrer innigen Bitte, Viola solle bei ihr bleiben, einbrachte.

Viola hatte nicht zu widerstehen vermocht, denn es blieb ihr kein Zweifel, der Gräfin Leben hing von ihrem Bleiben ab. Das bestätigte später der Arzt auch dem Grafen gegenüber.

Frau Barbara war ganz glücklich und übernahm es, alles Nöthige zu ordnen, das heißt, die Bewilligung des Grafen auf Grund der von Viola vorgeschriebenen Bedingungen zu erlangen.

Mit klopfendem Herzen zwar, aber äußerlich sehr ruhig, betrat Frau Barbara ein paar Tage später des Grafen Zimmer, den sie um eine Audienz hatte bitten lassen.

Er blickte sie scharf unter den buschigen Brauen hervor an, als sie vor ihm hintrat und seine Anrede erwartete.

„Nun, Frau Barbara, was wünschen Sie?" und ohne ihr Zeit zu lassen, ihr Anliegen zu eröffnen, setzte er sogleich hinzu: „Sie kommen doch wohl, um mir zu sagen, daß Ihr so schlau eingeschmuggelter Schützling endlich dahin zurückgegangen ist, woher er gekommen, um dort zu melden, daß der alte Ranzau trotz aller Schicksalsschläge, doch noch nicht mürbe genug ist, um zum rührseligen Komödienvater hinabzusinken."

Innerlich empört, aber äußerlich sehr ruhig, erwiderte Barbara:

„Nein, Herr Graf, in bin in keiner solchen Absicht gekommen. Auch habe ich keinen Schützling hier eingeschmuggelt. Ich meine, Ihre gräf=

liche Gnaden wüßten, daß die alte Barbara keine Winkelwege geht. Hätte ich geahnt, daß die erwartete Miß Werner eigentlich die Comteß Ranzau sei, was das arme, liebe Kind selbst erst hier und in directer Folge Ihres eigenen — verzeihen Ihre gräfliche Gnaden, aber Sie wissen ja, die Alte nennt ein jedes Ding beim rechten Namen — höchst — wunderlichen Benehmens gegen sie erfahren hat, so würde ich sie Ihnen auch als Solche präsentirt haben. Das heißt, wenn sie es geduldet hätte, was aber gewiß nicht der Fall gewesen."

„Was? Sie denken, mir einbilden zu können, das Mädchen wäre nicht von ihrem Vater mit der Absicht hierher geschickt, mir —"

„Ihr Vater? Ach Gott, ihr Vater! — Der ruht seit sechs Jahren, seit ein grausamer Vater ihn, den Todkranken, wieder hinausgestoßen von der heimathlichen Schwelle, auf dem Grunde der Nordsee.

Sein Kind, für das er vergeblich eine Heimath erfleht, ist von einem Fremden gepflegt und erzogen worden und suchte nun endlich, da ein widriges Geschick sie abermals des sicheren Hafens beraubt hatte, ihr Brod als Gesellschafterin zu verdienen, ohne Ahnung, daß sie Rechte habe,

die ihr Niemand zu bestreiten vermöchte, wenn sie dieselben geltend zu machen wünschte."

Hier hielt sie inne, denn sie gewahrte, daß der Graf sie gar nicht hörte.

Die Todesnachricht des verstoßenen Sohnes, der vielleicht in Folge seiner eignen Grausamkeit gestorben war, hatte doch das harte Herz ergriffen und rüttelte mit Macht daran — so hatte er alle die Jahre daher einem Todten gezürnt? — Walter hatte also nicht gelogen, wie Gebhard behauptete, als er gesagt, er komme nur, um in Frieden in der Heimath zu sterben, hatte nicht ein zufälliges Uebelbefinden benutzt, um es auszubeuten, daß er sich dadurch wieder in der Heimath einniste! In sich zusammengesunken, stierte er wieder auf den Teppich und Barbara's Worte waren ein leerer Schall für taube Ohren.

Sie respektirte seinen Schmerz durch ihr Schweigen und wollte sich endlich leise entfernen, um ihn allein mit sich zu lassen, und zu gelegenerer Zeit mit ihrer Sache zurückzukehren. Doch als sie im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, rief er sie zurück.

Er war bereits fertig, in der harten Seele dieses Mannes fanden mildere Regungen nicht lange Raum.

„Wie? Woran ist Walter gestorben?“ fragte er kurz in geschäftsmäßigem Tone.

Ebenso kurz und geschäftsmäßig gab sie die gewünschte Auskunft.

„Und Sie glauben wirklich, daß diese — diese Miß Werner nicht gewußt, daß —“

„Sie die Enkelin des Grafen Ranzau ist?“ ergänzte sie, da er inne hielt. „Ja, das glaube ich, das weiß ich —“

„Ich habe Sie immer als eine wahrheitliebende Frau gekannt, ich darf mich auch diesmal auf Sie verlassen, Frau Barbara?“ fragte er eindringlich und seine stechenden Augen sahen sie mit einem Blicke an, als wollten sie ihr bis auf den Grund der Seele sehen.

Sie wich diesem Blicke nicht aus und gab ihn mit dem offenen Freimuthe zurück, der sie charakterisirte, indem sie einfach sagte, „das können Sie, Herr Graf.“

„Aber besitzt das Mädchen keine Papiere? Ueberhaupt keinerlei Beweise, als die ihr die Natur in ihrer wunderbaren Aehnlichkeit mit — mit ihm gegeben?“

Diesmal war sein Blick gespannt und lauernd.

Barbara lächelte verächtlich. Wollte er zu der Grausamkeit noch das Verbrechen gesellen?

Wollte er die Enkelin verleugnen, die doch sein Gewissen sofort anerkannt, da er sie gesehen?

Doch sie entgegnete sehr ruhig: „O ja, sie hat auch noch andere Beweise, hat ihres Vaters, Ihnen wie mir wohlbekannten Siegelring, hat seine Uhr und jenen Lieblingsbecher aus dem Familiensilberschatze, den Walter damals mit sich nahm. Sie hat auch ein Packet Schriften, deren Ueberschrift von Walters eigener Hand, bestimmt, daß sie erst an seiner Tochter einundzwanzigstem Geburtstage eröffnet werden sollen. Dies Packet enthält, wie Walter der Tochter gesagt, die Beweise ihrer Geburt und sein Testament.

Sie sehen, Herr Graf, Walter hat nicht einmal gewollt, daß seine Tochter vor ihrer Mündigkeit ihre Abstammung erfahren sollte. Die Hand der Vorsehung hat sie hierhergeführt, wo sie erfahren mußte, wer sie eigentlich ist, und welcher erlauchte Name sich unter dem einfachen Namen des Professor Werner verborgen hat.“

„Nun, und da sie es weiß, glaubt sie ohne Zweifel, ich werde sie nun gleich als Enkelin anerkennen und —“

„Bitte, Herr Graf —“ erlaubte sich Barbara, ihn zu unterbrechen. „Sie glaubt und erwartet das weder, noch wünscht sie es.“

„Wie? Sie faseln wohl, Frau Barbara?“ rief er, sie spöttisch anschauend.

„Nein, Herr Graf, Sie wissen, es ist meine Sache nicht, zu faseln. Ich sagte: Miß Werner wünscht die Anerkennung als Ihre Enkelin nicht.“

„Und Sie wollen, ich soll Ihnen das glauben?“

„Das steht in Ihrem Belieben, Herr Graf,“ erwiderte sie mit einer Ruhe, die ihn doch stutzen machte.

„Ich berichte nur Thatsachen. Ja, ich kann hinzufügen: Wären Sie im Augenblicke bereit, Ihre Enkelin anzuerkennen, gingen Sie zu ihr und böten ihr alle ihre Rechte an, so würde sie Ihnen sagen: Wohl, Herr Graf Ranzau, ich bin Ihre Enkelin, da mein Vater ihr Sohn war, aber ich kenne Sie nicht, ich will Sie nicht kennen. Sie haben meinen Vater von sich gestoßen, ich stoße Sie von mir. Behalten Sie Ihre Rechte, ich mache keinen Anspruch daran. Ich will bleiben, was ich bin, des einfachen Professor Werner Tochter.“

Des Grafen Faust fiel hart auf den vor ihm stehenden Tisch nieder. Zornesröthe im Gesicht, fragte er sich bezwingend, mit äußerer Ruhe zwar, aber Barbara sah wohl, wie es in ihm kochte: „Haben Sie den Auftrag, dies mir zu sagen?“

„Nein, den Auftrag dazu nicht. Aber, wenn Sie mir endlich gestatten wollten, zu sagen, weshalb ich kam, so würden Ihnen die Gesinnungen Ihrer Enkelin gegen Sie zweifellos genau so erscheinen, wie ich sie Ihnen eben geschildert."

„Nun, was hielt Sie denn ab, zu sprechen?" schnaubte er sie an.

Sie hätte erwidern können, daß er selbst mit seinen Fragen dies Hinderniß gewesen, doch that sie dies nicht, sondern verneigte sich leicht und begann:

„Es wird Ihnen ohne Zweifel nicht unbekannt geblieben sein, daß der Arzt das Leben Ihrer Gemahlin, der Frau Gräfin, für höchst gefährdet hielt, wenn man ihr nicht den sehnlichen Wunsch, die Enkelin zu umarmen, zu erfüllen vermöge.

Als Viola, die sich Anfangs geweigert hatte, die Gräfin wieder zu sehen, dies vernahm, gab sie nach, und das Neuaufleben der Gräfin ist ihr Werk. Sie mußte sich aber überzeugen, daß es damit nicht abgethan sei und sie nicht daran denken dürfe, die schwache Großmutter wieder zu verlassen, wenn sie sich nicht deren Tod auf das Gewissen laden wolle. Sie willigte also ein, bei ihr zu bleiben, auf —"

Ein mißtönendes Hohngelächter des Grafen unterbrach Barbaras Rede, dem er die höhnenden Worte folgen ließ:

„Also wirklich, Ihro Gnaden willigten ein! Ei, sehen Sie doch, wie großmüthig! Machte nicht vielleicht diese stolze Prinzessin auch noch Bedingungen für ihr Bleiben."

„Gewiß, Herr Graf, Sie haben es errathen," versetzte mit großer Ruhe Barbara, die sich ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe fühlte und sich freute, den stolzen, brutalen Mann einmal in einer Situation zu sehen, die er im tiefsten Herzen demüthigend empfinden mußte.

„Ihro Gnaden sollten aber den Stolz Ihrer Enkelin nicht so verhöhnen, denn mich dünkt, gerade mit diesem stolzen Trotze beweist sie, daß sie nicht nur dem Blute nach, sondern auch dem Charakter nach, eine echte Ranzau ist. Was nun diese Bedingungen betrifft, unter welchen Ihre Enkelin einwilligt, wenigstens für jetzt hier zu bleiben, so sind es diese: daß ihre Wohnung im Thurme ihr unbestrittenes Reich verbleibt, und vor Allem, daß Sie niemals ihr Beisammensein mit der Großmutter zu stören versuchen, daß Sie ferner gestatten, daß Viola selbst Ihnen fern bleibt."

„Das heißt mit anderen Worten, ich soll mich nicht unterstehen, ihr je in den Weg zu kommen! Ist es nicht so?“ schrie er, fast blau vor innerem Grimme.

„In der That, Herr Graf, das ist der Kern der Sache,“ erwiderte mit der größten Seelenruhe Frau Barbara, die sich am liebsten die Hände gerieben hätte vor Befriedigung, den Grafen so manche Brutalität, zu der sie hatte schweigen müssen, in diesem Augenblicke so vergelten zu können. An der Enkelin hatte er seine Gegnerin gefunden, sie vergalt ihm die Verachtung, die er gegen ihre Mutter gezeigt, mit baarer Münze.

„Donnerwetter!“ schrie der Graf, der etwas haben mußte, woran er seine Wuth, die ihn fast bersten machte, auslassen konnte, und so ergriff er, in Ermangelung eines anderen Gegenstandes, das große vor ihm stehende Tintefaß in silbernem Gestelle, und schleuderte es in den rechts von ihm stehenden Kamin, wo es, auf dem Feuerböcken zerschellend, seine schwarze Fluth nach allen Seiten über die bunten Blumen des Teppichs streute und hoch auf die Sammettapete der Wand hinanspritzte.

„Und wenn ich mich weigere? Wenn ich verlange, daß sie auch bei mir die Pflichten erfülle,

welche der Enkelin zukommen! Wenn ich meine Rechte über sie geltend mache!“ grollte er, etwas besänftigt durch die Ablenkung, die sein Zorn gefunden.

„Rechte haben Sie nicht, Herr Graf, die hat Ihnen das Testament Ihres Sohnes ausdrücklich genommen. Viola wird in solchem Falle die Siegel brechen und das Testament ihres Vaters in Kraft setzen lassen. Pflichten gegen Sie erkennt Viola nicht an. Weigern Sie sich aber, auf die gestellten Bedingungen einzugehen, so verläßt sie Ranzau und nimmt die Großmutter mit sich.“

„Hoho! will sie die Gräfin zwingen, mich zu verlassen?“

„Zwingen? Nein, Herr Graf. Die Frau Gräfin will freiwillig —“

„Hahaha! Wollen Sie mich zum Narren machen? Die Gräfin will — will — will?“ Er steigerte sich selbst und stieß das dritte will in einem so schrillen Tone im höchsten Zorne hervor, daß Barbara glaubte, er wolle sich in seiner Wuth an ihr vergreifen.

Aber er faßte sich und begann von Neuem wieder:

„Wollen Sie mich glauben machen, daß dies

schwanke Rohr zum ersten Male im Leben etwas wollen und dies Wollen gegen mich —" hier schlug er sich auf die Brust, daß es dröhnte, „ausführen würde."

„Ja, Herr Graf, das glaube ich," erwiderte Barbara mit kalter Bestimmtheit. „Sie nennen die arme Frau Gräfin ein schwaches Rohr, aber Sie sollten bedenken, daß, wenn ein solches Rohr genügend gestützt wird, es dann auch die Widerstandskraft gewinnt, die ihm fehlt. An der starken Seele der Enkelin hat die ein Menschenleben lang geknechtete Frau" — hier zuckte der Graf wie unter einem Schlage zusammen — „die Stütze gefunden, die ihr die Kraft giebt, einen Willen zu haben, und diesen Willen, wenn es nöthig wäre, auch auszuführen. Die Frau Gräfin hat mir selbst gesagt, daß es ihr jetzt ganz einerlei sei, ob sie von Ihnen wirklich gemordet würde, wie Sie ihr einst gedroht, da sie es versuchte, sich auf des Sohnes Seite zu stellen, sie würde doch ihre Enkelin, ihres Lebens letzte Freude nicht aufgeben."

Der Graf war aufgesprungen und in seiner Wuth im Zimmer umhergestampft, als aber Barbara ihm, jedes Wort scharf betonend, die Erinnerung an die erst jetzt zu ihrer Kenntniß gekommene

brutale Drohung, mit der er einst den Gehorsam seiner schwachen Gemahlin erzwungen, in's Gedächtniß zurückrief, da blieb er stehen und stützte sich schwer auf den nächststehenden Tisch, so schwer, daß sich die Platte desselben bog. Doch sagte er kein Wort.

Eine lange Pause entstand. Barbara hütete sich wohl, sie zu unterbrechen. Sie fühlte es allzu gut, sie hatte genug gesagt. Hier war die Grenze.

Todtenstille herrschte im Zimmer, so daß man das taktmäßige Picken eines Holzwurmes hörte.

Endlich sagte der Graf mit heiserer Stimme, ohne sich nach ihr umzusehen, denn er stand mit dem Rücken gegen sie gekehrt:

„Gehen Sie. Miß Werner soll ihren Willen haben."

Frau Barbara verneigte sich tief und rauschte hinaus.

12.

Der Brief.

Viola hauste also nun in dem Thurme, mit Frau Barbara in vertraulicher Gemeinschaft, denn sie hatte die alte Freundin ihres Vaters bald sehr lieb gewonnen und Barbara betete sie geradezu an.

An jedem Morgen, wenn der Graf ausgeritten war, was er trotz seines Alters an jedem Tage und bei jedem Wetter zu thun pflegte, brachte sie diese Zeit, er blieb immer mehrere Stunden aus, bei der Großmutter zu, die, von Tag zu Tag kräftiger werdend, sich unter der liebevollen Pflege und Gesellschaft der heißgeliebten Enkelin zu verjüngen schien.

Bald hatte sie Kraft genug gewonnen, um hinüber nach dem Thurme zur Enkelin zu kommen,

denn jetzt fürchtete sie das Betreten dieses Schauplatzes des kurzen Glückes ihres Sohnes nicht mehr, wie sie sich auch nicht mehr fürchtete, vor das Bild ihres Knaben zu treten, das, wie sie allezeit gewußt, von Barbara dort aufgestellt worden war, seit sie es der Vernichtung entrissen, der es der Graf im ersten Zorne nach der Verstoßung des Sohnes geweiht hatte.

Zwischen Großmutter und Enkelin entspann sich allmählich ein Band innigster Liebe, nur war es von anderen Verhältnissen dieser Art völlig verschieden. Hier war nicht die Großmutter, sondern die Enkelin die Gebende und Beschützende, ja, man konnte gewissermaßen sagen die Erziehende.

Von Violas starkem, selbstständigem Geiste lernte die Gräfin in kleinen Dingen einen Willen haben und begann erst mit geheimem Zittern und Zagen, dann aber, als es einmal geglückt war, mit wachsender Sicherheit diesen Willen gegen den Grafen zu behaupten, ohne daß dieser darauf achtete oder ihr entgegengetreten war. Er erschien finsterer und wortkarger als je.

Die Gräfin ging nun einen Schritt weiter und emancipirte sich, ohne daß er sie darin störte, mehr und mehr von ihres Gatten steter Gesell-

schaft, die alle die Jahre daher bedrückend auf ihr gelastet, ohne daß sie es gewagt, sich dagegen aufzulehnen, ja, ohne daß sie nur an die Möglichkeit gedacht, es könnte anders sein.

Sie fühlte es immer mehr und mehr, seit sie in der liebevollen, beschützenden Gesellschaft der Enkelin auflebte, daß sie all' die langen Jahre daher nicht gelebt, sondern nur vegetirt habe.

Seit sie ihren Weg in den Thurm allein unternehmen konnte, brachte sie den ganzen Vormittag dort zu. In den Nachmittagstunden fuhr sie mit Viola aus, denn Vormittags verließ Viola das Schloß niemals, weil sie dann fürchten mußte, den Grafen zu begegnen, oder diese begleitete den Wagen, in dem Frau Barbara ihr gegenüber saß, zu Pferde.

Die beiden alten Gatten sahen sich selten zu anderen Zeiten als beim gemeinschaftlichen Diner. Da wurde Allgemeines besprochen, der Enkelin aber wurde von beiden Seiten mit keinem Worte gedacht. Auch machte der Graf nie eine Bemerkung darüber, daß die Gräfin sich so völlig von seiner Gesellschaft emancipirt. Er schien seine Vereinsamung nicht zu fühlen, hatte auch nie von dem Engagement einer anderen Gesellschaftsdame gesprochen. Er hatte sich in dem Sohne des

Castellans einen Vorleser engagirt, der ihm vollständig zu genügen schien.

Um die Enkelin schien er sich gar nicht zu bekümmern, er ignorirte ihr Dasein völlig, so wie sie das seine, und sie vermied nicht sorgfältiger, ihn in den Weg zu kommen, als er es vermied, ihr zu begegnen.

Wenn man aber den Grafen im Bibliothekszimmer, das er neuerdings zu seinem Lieblingsaufenthalte auserkoren, zu beobachten Gelegenheit gehabt, so hätte man eine seltsame Entdeckung machen können.

Dies Zimmer beherrschte die Einfahrt und die lange schnurgerade Kastanienallee, welche nach dem Schlosse führte.

Da stand nun der Graf, oder saß, wie es eben kam, oft eine viertel, halbe, ja eine ganze Stunde lang hinter den schweren, geschlossenen Gardinen eines der Fenster wohl verborgen, schaute durch den Spalt derselben und wartete auf die Rückkehr seiner Gemahlin von ihrer Spazierfahrt.

Aber wenn sie kam, richtete sich der Feldstecher in der Hand des Grafen nicht auf ihr greises Haupt, sondern auf Violas holdes, obschon durch die wachsende Qual und Besorgniß, über das lange Außenbleiben Lord Denhams, in

letzter Zeit etwas bleich gewordenes, jugendliches Antlitz.

Und die Hand, welche das Glas hielt, zitterte merklich. Waren dann die Rückkehrenden im Thore verschwunden, so wurde das Glas gewöhnlich mit einem tiefen, tiefen Seufzer zusammengeschoben. — — — — — —

Endlich las Viola die heißersehnte Nachricht von der Rückkehr Lord Denhams in der Morningpost. O, wie war sie glücklich. Er war zurückgekehrt, gesund und von vortrefflichem Aussehen, wie das Blatt meldete, das zugleich ein kurzgefaßtes Resumé der zahlreichen, glücklich überstandenen Gefahren und des glorreichen Erfolges der Reise brachte.

Sie malte es sich aus, daß er nun ihren Brief empfangen, und wie er eilen werde, sobald es ihm nur möglich sich von der großen Schaar seiner ihn bewundernden Bekannten freizumachen, die Reise nach Deutschland zu unternehmen, um bei dem Professor nach ihrem Verbleiben persönlich zu forschen.

In einer Woche, ach nein, in zwei, drei, höchstens vier Wochen, würde sie einen Brief von ihm haben, dem er höchst wahrscheinlich selbst auf dem Fuße folgte.

Jetzt erst, nachdem der schwere Druck, welchen Angst und peinlichste Erwartung auf ihre Seele gelegt, von ihr gewichen war, entfaltete sich ihr sonniges Wesen in seiner ganzen Lieblichkeit, vor der entzückten Großmutter und Frau Barbara.

Das dauerte drei volle glückliche Tage.

Schon am Morgen des vierten kam der erst in Wochen erwartete Brief von Lord Denhams wohlbekannter Hand.

Viola zog sich mit freudig klopfendem Herzen in ihr Zimmer zurück, eröffnete mit strahlendem, erwartungsvollem Blicke das Couvert und — erstarrte.

Es enthielt ihren eigenen, Celinde zur Uebergabe an Lord Denham zurückgelassenen Brief.

Er war geöffnet und also wohl auch gelesen worden, und auf der Rückseite des Couverts stand mit festen Zügen von ihres Vormundes wohlbekannter Handschrift:

Lord Denham ersucht Miß Werner, die zwischen ihnen stattgehabte freundschaftliche Verbindung als erloschen zu betrachten. Lord Denham legt sein vormundschaftliches Amt hiermit nieder und benachrichtigt sein ehemaliges Mündel, daß sein Advokat Auftrag hat, etwaige von ihr erhobene

Geldansprüche in freigebigster Weise zu ordnen. Eine Karte des Advokaten lag bei.

Statuengleich saß Viola da und stierte auf die infame Fälschung nieder, die mit solcher Meisterschaft gemacht war, daß ihr ein Gedanke, sie sei unecht, gar nicht kommen konnte.

Ueberdies entsprach der Nachsatz, mit dem Lady Denham, die Viola's stolze Seele sehr wohl kannte, gleichsam das Messer in der Wunde umdrehte, wieder anderseits so ganz Lord Denham's Großmuth.

Hatte er sich auch für immer von ihr abgewendet, so wollte er doch nicht, daß sie in Noth gerathen solle. Geld mochte ihr werden, so viel sie wollte, nur seine Achtung, seine Liebe nicht mehr.

Es war vorbei — vorbei für immer.

Was es auch war, was ihm seine intriguante Mutter von ihr gesagt haben mochte, er hatte ihr mehr geglaubt, als der Macht der Wahrheit, die aus diesem Briefe mit so überzeugender Gewalt zu ihm sprach.

Gelesen mußte er ihn ganz oder wenigstens theilweise haben, wie die an den Professor Werner zur Weiterbeförderung für sie gerichtete Adresse bewies.

Nun, wohlan, er hatte sie, ihre Vertheidigung für nichts achtend, ohne Untersuchung verdammt, sei es drum.

Nie wieder sollte er von ihr hören. Aus dem Herzen reißen wollte sie sein Bild als das eines Unwürdigen, denn unwürdig eines edlen Charakters handelte er gegen sie.

Viola erhob sich und schüttelte energisch den Kopf, daß die Thränen, welche wider Willen aus ihren Augen strömten, gleich den Wasserperlen einer Fontaine umherspritzten, aber unwillig trock- nete sie dieselben mit ihrem Tuche, sie wollte nicht weinen, nein, sie wollte nicht.

Einen Moment kämpfte sie noch, dann hatte ihr starker Wille gesiegt, sie weinte nicht mehr. Den Brief in der Hand, trat sie vor das an jedem Morgen brennende Kaminfeuer, das mehr zum Schmucke als zur Wärme diente, obgleich in den Räumen des Thurmes wegen seiner dicken, grün übersponnenen Mauern selbst im Hochsommer bei der größten Hitze eine angenehme, kühle Tem- peratur herrschte.

Schon im Begriff, den Brief in's Feuer zu werfen, besann sie sich anders, sie legte ihn in das Couvert zurück und verschloß ihn.

Nun badete sie ihre Augen mit frischem Wasser

und setzte sich, mit einem Buche in der Hand, nieder, um zu lesen, sie versuchte es wenigstens, aber so weit reichte ihre Herrschaft über ihre Gefühle nicht, die Augen blickten wohl in das Buch, aber sie sahen nichts.

Sie hatte gesagt, sie wolle nicht weinen und sie weinte nicht, aber das Herz that ihr zum Sterben weh und ihr dünkte, die Welt sei fortan für sie, aus deren Leben jeder Sommerschein geschwunden war, nur noch ein weites Grab.

Wer sich hineinlegen könnte in ein Grab und schlafen dürfte, schlafen, um nie mehr zu erwachen!

Das war ein Gedanke, der immer und immer wiederkehrte.

Die Gräfin sowohl, als Frau Barbara, sahen mit Schrecken, wie sehr Viola sich mit einem Schlage verändert hatte, obgleich ihnen auch nicht entging, mit welch' großer Anstrengung sie sich bemühte, wie gewöhnlich zu sein, und hätten natürlich gern gewußt, was ihr widerfahren war. —

Da sie sich jedoch so sichtlich bemühte, ihre tiefe Seelenverstimmung zu verbergen, so kamen sie ihr zu Hilfe und stellten sich, als bemerkten sie nichts Ungewöhnliches in ihrem Wesen.

Dies geschah auf Barbara's klugen Rath, und dieser Rath erwies sich als gut.

Viola erholte sich nach und nach einigermaßen von dem niederschmetternden Schlage, ihr unschuldiges Selbstbewußtsein und ihr Stolz halfen ihr. Sie verhärtete sich gegen den Mann, der sie so beleidigen konnte.

Als sie einmal so weit war, beantwortete sie den letzten Brief der Professorin:

„Meine liebe Johanna!

Du wirst als Freundin, die Du ja bist, meine liebste, theuerste Freundin, an mir handeln, wenn Du nie mehr, weder schriftlich noch bei einem Wiedersehen zwischen uns, den Namen Lord Denham's gegen mich erwähnst und auch den Professor zu gleicher Rücksicht für mich bewegst.

Ich sehe Dein liebes, betroffenes Gesicht mich so deutlich fragend anblicken, daß ich Dir wohl sagen muß, warum. Du hast als meine Freundin ein Recht, die unheilbare Wunde — Narrheit! — Nein! Das ist sie nicht — sie soll es nicht sein, — bald wird sie vernarben.

Lord Denham sendete mir meinen eigenen

Brief — erbrochen — also gelesen — zurück — bricht jede persönliche Verbindung mit mir ab — nur Geld — ja Geld — soll ich haben — so viel ich — will. O, welche Beleidigung!

Sage Deinem Manne, wenn Jener — wenn Er — je bereuen sollte, was er mir gethan, wenn er forschen sollte nach mir — müsse ich verschwunden, müsse ich für ihn sein gleich einer Todten, denn ich vergebe ihm niemals die Zweifel an meiner Ehre — nie — nie will ich ihn wiedersehen.

Sage Alfred, wenn er mein Freund sei, werde er mir helfen und mich nicht an den verrathen, der mich so tödtlich verletzte.

Ich kann nicht mehr, Liebe! Nächstens mehr von

Deiner Viola."

Auf diesen Brief kam keine Antwort, auch hatte die Schreiberin keine erwartet.

Als sie eines Morgens allein in ihrem Zimmer saß und den schweren Druck auf ihrer Seele in melancholischen Akkorden auf dem Flügel, den die Großmutter für sie hatte bringen lassen, austönen ließ, öffnete sich leise die Thür, und der Professorin

liebes, jetzt mit blühenden Rosen auf den Wangen geschmücktes Antlitz lugte durch den Spalt.

Viola, in ihre Gedanken versunken, bemerkte es nicht, noch hörte sie den leichten Schritt, der über den Teppich zu ihr hinhuschte. Erst als weiche Arme sie umfingen und der Professorin wohlbekannte Stimme: „Viola! liebe Viola!“ rief, bemerkte sie die Freundin.

„Johanna, Du?“ rief sie freudig überrascht. „O, das ist lieb von Dir! Du meintest wohl, ich bedürfe jetzt eines Herzens, das mich versteht!“

„Ja, ja, meine herzige Freundin. Ein Herz, in das Du Deinen Schmerz ausgießen kannst, ein Herz, das Dich ganz versteht, ein weiches Herz, das mit Dir leidet und klagt, und ein starkes Herz, das Dich tröstet und Deinen Willen neu belebt. Das Alles bringen wir Dir, meine geliebte Viola.“

„Wir?“

„Nun, ja wir!“ lachte die Professorin. „Alfred und ich. Denkst Du, er würde mich allein reisen lassen und noch dazu jetzt?“ Sie warf einen lächelnden Blick auf ihre eigene Gestalt, die der Spiegel, der ihnen gegenüber hing, in ganzer Größe präsentirte, wendete aber erröthend den

Kopf weg, als Viola einen prüfenden, verwunderten Blick über sie hingleiten ließ.

Auch Viola erröthete und drückte mit stummem Glückwunsch der Freundin Hand.

„Kurz, mein Herz, da bin ich und unten bei Deiner werthen Frau Barbara, übrigens ein wahrer Schatz, diese liebe Alte, wartet Alfred, bis Du ihn empfangen willst?“ plauderte die Professorin weiter, ihre Hutbänder lösend.

Mit voller Unbefangenheit des Herzens trat der Professor vor Viola. In diesem Herzen herrschte jetzt seine kleine, durch der Freundin Lehren so glücklich verwandelte Frau allein, kein Liebesgedanke an eine Andere störte mehr sein Glück.

Das Gefühl inniger Freundschaft hatte die Gatten zu Viola getrieben, die, wie Beide sie kannten, schwer leiden mußte. Und sie waren der Freundin wirklich eine wesentliche Hilfe in ihren Herzenskämpfen, wenn auch von beiden Seiten nicht viele Worte darüber gemacht wurden.

Als sie nach einer Anwesenheit von ein paar Wochen wieder von ihr schieden, hatte Viola scheinbar ganz ihr schönes Gleichgewicht wieder gefunden und war ganz die Alte, wenigstens in Gesellschaft Anderer.

Hatte sie ihre Liebe zu Lord Denham, über die sie freilich nie ein Wort gesprochen, die aber ihren Freunden aus ihrem Wesen so sprechend entgegen geleuchtet, daß es dessen gar nicht bedurfte, hatte sie diese Liebe überwunden und ihn vergessen?

Der Professor bejahte, seine Frau verneinte es.

Aber trotz aller Debatten darüber, konnten sie sich auch in der Folge lange nicht einigen, wer von ihnen Recht habe.

Der Winter zog vollends ein und ging vorüber, es änderte sich nichts in dem einsamen Schlosse.

Der Graf lebte fast ganz abgeschlossen für sich allein, die Gräfin mit der Enkelin.

Da ließ der Graf eines Tages Frau Barbara zu sich rufen. Es war das erste Mal seit jener Scene, die sie ihm gemacht um Violas willen.

Sie hatte kaum auf den durch seinen Wink ihr angewiesenen Sessel Platz genommen, als er sie ohne Weiteres fragte: „Was fehlt meiner Enkelin?“

Frau Barbara erschrak bei dieser völlig unerwarteten Frage so, daß sie beinahe das Gleichgewicht verlor und vom Sessel hintenüber gefallen wäre.

Ganz verwirrt stammelte sie:

„Ich weiß nicht, Herr Graf! Hat etwa die Frau Gräfin —“

„Confessionen gemacht, meinen Sie? Durchaus nicht. Sie hütet ihre Zunge und ich — ich frage nicht. Aber das Kind flößt mir Interesse ein. Hätte nie geglaubt, daß es irgend einen Menschen gelingen könnte, mir mein Weib so um und um zu drehen, mir abwendig zu machen und diesem schwachen Geiste eine Art Willen einzupflanzen. Das Kind hat es fertig gebracht, hat einen starken Geist, hat Charakter, ihr Mann wird einmal keine Streiche machen, die er ein ganzes Lebenlang zu bereu ... Hm! Hm! Thorheit! Basta! Also noch einmal, was fehlt meiner Enkelin? Nun, werden Sie jetzt endlich die Gefälligkeit haben, mir die einfache Frage zu beantworten?“ Er stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf.

„Ja, aber Herr Graf! Ich weiß nicht, was soll ich sagen. Viola ist ganz wohl und —“

„Den Teufel ist sie! Was? Wohl, wohl soll sie sein?“ schrie er zornig. „Seid Ihr denn alle mit Blindheit geschlagen? Seht Ihr denn nicht, wie sie von Tag zu Tag bleicher, wie ihre Wangen immer schmaler, ihre Gestalt immer zarter wird?“

„O nein, nein, Herr Graf! Sie täuschen sich! Man hat sie falsch berichtet! Sie haben ja Viola nicht selbst gesehen, oder — hätten Sie —?“

„Was geht es Ihnen an, ob ich sie selbst gesehen?“ schnaubte er, sich an ihrem Widerspruche mehr und mehr erhitzend: „Kurz, es ist so, wie ich sage. Sie muß krank sein, sage ich, und ihr beiden verrückten Weiber hätschelt sie, gebt vor, sie zu lieben und seht nicht einmal, wie das Feuer in ihrem Blicke erloschen ist, wie ihre raschen, graziösen Bewegungen immer langsamer und müder werden. Ich glaube, Ihr ließet sie sterben, ohne es nur gewahr zu werden!“

Er war sichtlich außer sich und stürmte im Zimmer auf und nieder, sich dabei mit Vehemenz seines Krückstockes bedienend.

Frau Barbara war entsetzt und zitterte vor Schrecken über diese Behauptungen des Grafen und gleichzeitig regte sich die weibliche Natur in ihr, sie mit Neugier plagend. Wo in aller Welt hatte er Gelegenheit gehabt, Viola so genau zu beobachten und diese Entdeckungen zu machen? Da fiel ihr Blick auf das Mittelfenster des Bibliothekzimmers, in dem sie sich befanden, und streifte den kleinen, in der Nische stehenden Tisch, auf dem der wohlbekannte Feldstecher des Grafen stand.

Das Räthsel seiner Beobachtungen war ihr gelöst. Gleichzeitig aber stieg blasse Furcht in ihrer Seele empor.

Sie kannte das vorzügliche Glas, ein eigens für den Grafen gefertigtes Meisterwerk.

Was er durch das Glas gesehen, mußte wahr sein. Er hatte also Recht. War es denn nur möglich, daß das tägliche Beisammensein ihre schwachen Augen so verblendet über diese so auffällig geschilderte Veränderung ihres Lieblings? Und die Gräfin? Ihre Augen waren immerhin noch besser als die ihren, außerdem bediente sie sich stets der Lorgnette, hatte auch sie nichts gesehen? —

Der Graf hatte sich ausgetobt. Er blieb jetzt vor ihr stehen und sprach ruhiger: „Nun, haben Sie nachgedacht? Ist Ihnen kein Anlaß zu der mit ihr vorgegangenen Veränderung bekannt? Doctor Franke hat sie in meinem Auftrage beobachtet. Er meint, es seien keine Anzeichen irgend welcher körperlichen Krankheit bei ihr zu entdecken. Die Seele leide, sagte er. Bah! das sagen die Esel immer, wenn sie nicht wissen, wo es fehlt," setzte er grob hinzu, ärgerlich mit dem Stocke aufstampfend.

Barbara wiegte nachdenklich den Kopf: „Nun,

ich weiß nicht, Herr Graf. Möglicherweise hat der Doctor doch Recht."

„Wirklich? Hat sie etwa gar schon ihr Herz entdeckt und leidet nun an einen Liebeswahnsinn?" schnaubte er grimmig.

„Vielleicht! Wer kann das wissen," erwiderte sie, zweifelhaft, ob sie von jenem Briefe sprechen solle.

Der Graf ließ ihr aber nicht Zeit zur Ueberlegung, denn er schrie sie an: „Heraus damit, wenn Sie etwas wissen. Was soll die alberne Geheimnißkrämerei?"

„Aber, Herr Graf, ich weiß nicht, ob ich — Sie sind —"

„Was ich bin, wissen Sie nicht. Was ich war — das ist vorbei. Zu fürchten ist nichts. Also heraus damit, sage ich nochmals, und wenn der Mann, den das Kind liebt, nicht gerade ein Lump ist, so soll sie ihn haben, wäre er auch bürgerlich wie ihre Mutter."

Barbara schlug die feisten Grübchenhände zusammen und riß ihre Augen vor Erstaunen ob solcher in diesem Munde geradezu ungeheuerlicher Aeußerungen so weit auf, als sie es konnte. „Herr Graf, so — so dächten Sie? Sie — Sie wollten —?"

„Von Ihnen auf der Stelle wissen, was Sie über den Grund des Leidens meiner Enkelin zu sagen haben, ja, das will ich, und der Teufel soll Sie lothweise holen, wenn Sie —"

Trotz ihrer ernsten Gedanken und ihres Schreckens über das, was der Graf von Violas Aussehen gesagt, hätte Frau Barbara beinahe gelacht, als sie ihm diesen Fluch, eine Reminiscenz seines ehemaligen Offizierlebens ausstoßen hörte, sie mußte unwillkürlich denken, das werde dem Teufel bei ihrer Korpulenz viel Mühe machen, und hätte diesen Einfall gern ausgesprochen, doch hütete sie sich wohl, es zu thun, sondern sprach schnell, um weiteren Kraftausdrücken vorzubeugen: „Nun ja, Herr Graf, ich will Ihnen gern Alles sagen, was ich weiß oder vielmehr vermuthe. Viola bekam im November vorigen Jahres einen Brief. Fröhlich, wie eine Lerche, ging sie damit in ihr Zimmer.

Als sie sich wieder sehen ließ, hatte sie verweinte Augen, war sehr traurig, sehr niedergedrückt, machte aber ungeheure Anstrengungen, um der Frau Gräfin und mir ihre Gemüthsstimmung zu verbergen und das zu scheinen, was sie vorher gewesen. Die Frau Gräfin und ich sprachen darüber und kamen überein, sie gewähren

zu lassen. Denn wie der Herr Graf vorhin bemerkten, das Kind hat Charakter und sagt nur, was sie sagen will. Ein paar Wochen nachher kam der Besuch. Sie wissen, Herr Graf, Professor Arnold mit seiner Frau. Beide schienen in Viola's Vertrauen zu sein. Sie wußten wohl um den Brief und waren gekommen, sie zu trösten und aufzuheitern. Die braven Leute, Gott segne sie dafür! Das gelang ihnen auch auf das Schönste, als sie abreisten, schien Viola so heiter als früher, sie schien — sage ich und bleibe dabei, obgleich die Frau Gräfin behauptete, sie sei es. Ich ließ mich aber nicht täuschen, ich beobachtete und da bemerkte ich an Viola's Heiterkeit etwas Unnatürliches, Uebertriebenes, das zuweilen an Ausgelassenheit streifte, was so ganz und gar nicht zu des Kindes feinem, maßvollem Wesen paßte, und vor jenem Unglücksbriefe auch nie von mir bemerkt wurde, obgleich sie gerade einige Tage vorher überaus heiter, ja der personificirte Sonnenschein gewesen war.

Manchmal überraschte ich sie auch auf einer Geistesabwesenheit, indem sie mir ganz verkehrte Antworten gab, so daß ich nicht mehr zweifeln konnte, daß irgend Etwas ihren Geist in ganz anderer Richtung beschäftige."

„Nun, da haben wir es ja! Es ist richtig, sie hat eine geheime Liebe. Meinen Sie nicht?“

„Vielleicht! Es ist immerhin möglich. Wenn es aber so ist, dann ist es sicher keine glückliche, sie will nichts davon wissen — sie stemmt sich dagegen oder —“

„Sie fürchtet, ich möchte ihr meine Einwilligung versagen,“ ergänzte der Graf mit Bestimmtheit die Rede der Frau Barbara.

Sie begnügte sich mit einem Achselzucken, das alles Mögliche bedeuten konnte, denn sie hielt sich nicht für berufen, es ihm nochmals zu sagen, daß sein Sohn in dem hinterlassenen Testamente, wie er der Tochter ausdrücklich gesagt, sie gegen alle Eingriffe des Großvaters in ihre Freiheit sicher gestellt habe, noch mochte sie seine unerwartete, unerhört günstige Stimmung für die Enkelin dadurch auf das Spiel setzen, daß sie ihm zu verstehen gab, wie Viola ja seine Gegenwart vollständig ignorire.

Augenscheinlich hielt er das, was bei Viola geradezu Abneigung und Nichtbeachtung war, für Furcht. Mochte er doch, es that Viola keinen Schaden, wenn er so dachte.

Er legte sich denn ihr Achselzucken auch für eine beistimmende Antwort aus und sagte: „Lassen

wir denn das vor der Hand dahin gestellt und versuchen wir vorerst des Doctors angepriesenes Mittel. Er meint, sie lebe zu einsam, das thue der Jugend nicht gut, sie bedürfe Zerstreuung, eine Reise nach der Schweiz oder Italien, vielleicht auch Beides nach einander werde ihr gut thun. Glauben Sie das auch?"

„Man sollte es denken. Aber ich glaube nicht, daß sie will, denn sie sollte bereits mit dem Professor und der Professorin, die nach Venedig und von da nach Mailand und weiter bis Rom reisen wollten, die Reise machen, aber sie lehnte ab." —

„Vielleicht wollte sie nur die Großmutter nicht verlassen, die sie ja sehr zu lieben scheint."

Frau Barbara blickte überrascht schärfer in sein Gesicht, aber er sah sie nicht an, sondern seitwärts zum Fenster hinaus, und auf seinem Gesicht war nichts zu lesen, es schaute wie immer.

Er hatte die letzten Worte in einem so seltsam bitteren Tone gesagt, daß sie nicht umhin konnte, sich zu fragen: „Was? Ist er eifersüchtig?"

Er sprach inzwischen weiter: „Sondiren Sie das Kind, ob sie Lust hat. Die Gräfin und Sie sollen ihre Beschützerinnen sein. Schweigen

Sie aber gänzlich, daß von mir dieser Vorschlag ausgeht. Es muß scheinen, als sei es Ihr eigener Gedanke. Hören Sie, Frau Barbara, ich will es so. Nun gehen Sie. Morgen, um dieselbe Stunde, können Sie wieder zu mir kommen und mir Ihre Wahrnehmungen mittheilen. Stimmt das Kind zu, so werde ich selbst mit der Gräfin darüber sprechen. Bis dahin bleibt sie aus dem Spiel. Sie haben mich verstanden, Frau Barbara?"

„Zu Befehl, Herr Graf," erwiderte sie, sich so tief vor ihm verneigend, daß es schien, als wolle sie ihm zu Füßen fallen, und entfernte sich.

Ihr kam es vor, als sei dies nicht mehr ihr eigener Kopf, der da zwischen ihren Schultern stand. Ging denn die Welt bald unter? War dies wirklich derselbe Mann, der einst den ältesten Sohn, seinen Herzensliebling bis dahin, verstoßen und enterbt hatte, weil er das ungeheure Verbrechen begangen, sich wider seinem Willen und mit einem Mädchen zu vermählen, das er sich nach seinem Herzen und nicht nach ihrem Adelsdiplom ausgesucht, der den gealtert, gebrochen und krank Heimkehrenden grausam die Vergebung und die Aufnahme in die Heimath verweigert; der es geduldet, daß der unbrüderliche Bruder zu

der Grausamkeit Hohn und Schimpf gesellend, ihm die Thüre wies? —

Ach, sie vergaß, daß des Allmächtigen strafende Hand, daß Reue und Gewissenspein selbst das härteste Herz, den eisernsten Charakter mürbe machen und brechen können.

12.

Versöhnung.

Als Sir Frank noch ganz außer sich von dem vergeblichen, so schlimm endendem Besuche bei seiner Mutter heimkehrte, fand er den Viscount Rochester seiner harrend vor.

„Gute Nachrichten, Sir Frank!“ rief ihm derselbe in heiterem Tone entgegen. „Endlich ist der Professor Arnold von seiner geheimnißvollen Reise zurückgekehrt. Wie es aber scheint, ist gar nichts besonders Geheimes dabei gewesen, als das kleine Töchterchen, das die Frau Professorin, die in einem obscuren Gebirgsneste in den Apeninnen von ihrer Niederkunft überrascht worden ist, ihrem Gatten geschenkt hat. Wie Sie wissen, hatte mein beauftragter Agent mir schon längst gemeldet, der Professor befinde sich nicht allein, sondern mit

seiner Frau irgendwo in Italien, der Ort sei unbekannt, da Beide wie von der Erde verschlungen schienen.

Nun ist uns dies Verschwinden, das uns so geheimnißvoll erschien und von uns gleich mit Miß Viola in Verbindung gebracht wurde, endlich aufgeklärt und ich denke, wir machen uns unverweilt auf den Weg nach M. Eine persönliche Unterredung ist immer besser, als ein Brief. Meinen Sie nicht?"

„Sie haben Recht, Sir Meredith. Ich bin in einer Stunde bereit zur Abreise," erwiderte Lord Denham lebhaft, aufgerüttelt von dem Gedanken, endlich einmal etwas Greifbares, das Erfolg versprach, vor sich zu haben.

Der Erfolg schien nun freilich Anfangs keineswegs die davon gehegten Erwartungen erfüllen zu wollen.

Der Professor war schon bei der Begrüßung sehr kalt und gemessen, und verweigerte endlich durchaus, den Aufenthalt Miß Werner's zu nennen, obgleich er freimüthig, wie immer, zugab, ihn zu kennen, und sagte schließlich, es sei Miß Werner's eigener Wunsch, für Lord Denham gleich einer Todten zu sein.

Der sichtbaren Verzweiflung Sir Frank's über

diesen befremdenden Entschluß und dem dringenden Forschen des Viscount nach dessen Ursache, konnte er indessen nicht auf die Dauer widerstehen, und theilte den Grund zu so hartem, aber, wie er geradezu sagte, nur gerechtem Entscheid mit und überhäufte dabei Lord Denham mit Vorwürfen, daß er sich so an der Unschuldigen versündigt habe.

Dem sprachlosen Erstaunen, der ungeheuren Empörung über den ihm gespielten Schurkenstreich, dem Schwure Lord Denhams, weder diesen Brief Viola's erhalten und gelesen, noch mit einer so infamen Beleidigung an sie abgesendet zu haben, mußte der Professor wohl glauben, daß hier eine geheimnißvolle Intrigue vorliege, die nur aufgeklärt werden müsse, damit noch Alles gut werde.

Er holte eilig von seiner Frau jenen schmerzvollen Brief Viola's, und nun ahnte sowohl Sir Meredith, als Lord Denham den ganzen Umfang der letzten abscheulichen Intrigue der Lady Denham.

Der Professor wurde rasch verständigt und bat nun herzlich Sir Frank um Verzeihung, daß er ihn einer so abscheulichen Handlungsweise für fähig gehalten. Aber was hatte er thun können

nach dieser entschiedenen Willensmeinung Viola's, die ja nur der tiefsten, schmerzlichsten Ueberzeugung von der ihr zugefügten tödtlichen Beleidigung entsprungen sein konnte. Wo sie nicht zweifelte, wer hatte ein Recht dazu?

Und konnte Sir Frank sie tadeln, daß sie nicht gezweifelt? Nein, das konnte er nicht, so schmerzlich es ihm auch war, daß es ihr möglich gewesen, ihn für so unedel, so niedrig zu halten, er mußte es zugeben, sie konnte nicht anders.

Sie hatte ihren eigenen Brief erbrochen zurückerhalten, hatte seine wahrscheinlich vorzüglich nachgeahmte Handschrift gesehen, denn Lady Denham würde wohl hier das Geld nicht gespart, sich an keinen Pfuscher in dieser verbotenen Kunst gewendet haben, mußte die Aermste nicht glauben, was greifbar vor ihren Augen lag?

Der Professor hielt es für äußerst schwierig für Sir Frank, sich zu rechtfertigen. Denn er wußte, daß Viola ihn weder werde sehen, noch einen Brief von ihm annehmen wollen. Sie war dort in der Abgeschiedenheit, in der sie lebte, vollkommen unzugänglich.

Für ihn war eine Reise jetzt unmöglich, da er nach so langem Urlaub sein Lehramt kaum wieder angetreten und seine Vorlesungen begonnen

hatte. Frau Johanna war etwas leidend und konnte ihr Kind weder verlassen, noch abermals mit der zarten Kleinen eine Reise unternehmen.

Als man bei dieser Unmöglichkeit angekommen war, schlug der Viscount sich in's Mittel und fragte Lord Denham, ob er ihm das Vertrauen schenken und sich seiner als Mittler zwischen sich und Viola bedienen wolle.

Der Professor sah ihn mit freundlicher Theilnahme an, denn er wußte aus den Mittheilungen seiner Frau, daß Viola dieses Mannes Hand ausgeschlagen hatte. Er wußte am besten diese heroische Selbstverläugnung ohne Gleichen zu würdigen, er war sich bewußt, ein braver, edeldenkender Mann zu sein, aber er glaubte nicht, daß, als sein Herz für Viola noch so fühlte, wie es das Herz dieses Mannes that — er hatte das wohl in des Viscount Augen gelesen, wenn er von Viola sprach — er kaum im Stande gewesen sein würde, sich zu solcher Handlungsweise aufzuschwingen.

Lord Denham seinerseits heftete einen langen, forschenden Blick auf das bleiche Gesicht des Viscount, ehe er antwortete, war dies Anerbieten reiner Edelmuth oder barg sich dahinter —?

Nein — er verfolgte den häßlichen, in ihm

aufsteigenden Gedanken nicht weiter. Obgleich es auch ihm nicht unbekannt war, daß der Viscount sein Herz immer noch nicht ganz besiegt hatte, wollte er doch edeldenkend, wie er selbst war, an den Edelmuth dieses Mannes glauben. Er reichte ihm, der den forschenden Augen mit einem freien, offenen Blicke begegnete, wobei ein feines Roth die bleichen Wangen färbte, freundlich die Hand und sagte einfach: „Ja, Meredith, gehen Sie. Ich vertraue meine Sache Ihrer Ehre."

„Ich danke Ihnen, Frank, sie ist da gut aufgehoben und ich denke, von dieser Stunde an sind wir Freunde für's Leben."

„Das sind wir," versicherte Lord Denham mit einem festen, freundschaftlichem Händedruck.

— — — — — — —

Viola hatte die angebotene Reise abermals abgelehnt, obgleich Barbara und die Gräfin, gegen welche die Erstere, trotz ihrer Versicherung, die sie den Grafen gegeben, doch nicht reinen Mund gehalten, eifrig mit Bitten in sie gedrungen waren, zur Hebung ihrer Kräfte und Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu reisen.

Einmal aufmerksam gemacht, waren Beiden die Augen aufgegangen und sie gewahrten mit Schrecken, wie sehr sich Viola verändert hatte,

ohne daß sie es bemerkt, was ihnen nun ganz unbegreiflich dünkte.

Viola behauptete jedoch allen Fragen gegenüber, sie sei durchaus nicht krank und befinde sich am besten, fühle sich am wohlsten in der schönen Waldeinsamkeit. Sie sei nur ein wenig müde, und das werde eine Reise gewiß nicht verbessern. Der Frühling mache sie immer müde.

Der Graf war sehr unzufrieden mit dieser Hartnäckigkeit, aber er wagte nicht persönlich zu interveniren. Der einst so harte, tyrannische Mann hatte eine wahre Furcht, der Enkelin gegenüber zu treten und noch einmal ihren nichtachtenden Blick zu sehen.

Ein einzig Mal war er ihr begegnet, und das war kein Werk der Zufalls, sondern seiner eigenen, sorgfältigen Berechnung. Er trat auf den Weg zum Schloßthore, sie schritt ihn hinab. Als sie nach einem unmerklichen Zögern näher kam, hatte er ihr voll mit ernstem, aber nicht unfreundlichem Blicke in das Gesicht gesehen. Sie jedoch blickte achtlos an ihm vorüber, kein Zug ihres Gesichtes, das einen starren Ernst bewahrte, veränderte sich, doch neigte sie, immer ohne ihn anzusehen, ein wenig zum Gruße das Haupt, als sie an ihm, gleich einem Fremden, vorüber schritt.

Zitternd vor Zorn, tief gedemüthigt und schwer gekränkt im Innersten der Seele, hatte er sich selbst das Wort gegeben, nie wieder in ihren Weg zu treten.

Er hielt sein Wort wie immer, bis —

Die Frühlingsstürme brausten mit ungewöhnlicher Heftigkeit über das Land und schüttelten die Wälder mit gewaltiger Hand, unaufhörliche Regengüsse machten die Wege grundlos und bannten die Bewohner des Schlosses in dessen Inneres.

Nur der Graf machte hiervon eine Ausnahme. Er ließ sich von keinem Sturme, von keinem Regensturze abhalten, seinen täglichen Ritt zu machen.

Er bedurfte dieser Bewegung und befand sich wohl dabei, seinen abgehärteten Körper konnten Sturm und Regen nichts anhaben, denn er erkältete sich nie.

Aber eines Tages kam sein Pferd verwilderten Auges, schnaufend, mit dampfenden Nüstern, fliegenden Flanken, die Brust mit Schaum, den Körper mit Koth bespritzt, in den Hof gestürmt. So war es in letzter Zeit oft gekommen, aber — diesmal saß kein Reiter auf seinem Rücken.

Die Dienerschaft wurde eilig ausgeschickt, den Grafen, dem sicher ein Unglück geschehen, aufzusuchen. Keiner kehrte zurück.

Viola selbst sehr besorgt, konnte endlich die sprachlose Angst der unaufhörlich die Hände ringenden Großmutter nicht mehr unthätig ertragen. Sie gab Befehl, ihr Pferd zu satteln und eilte, ihr Reitkleid überzuwerfen. Doch sie war früher fertig als das Pferd.

Wartend stand sie unter dem Portale des Schlosses. Der Sturm hatte sich gelegt, der Regen aufgehört. Tiefste Stille lag über dem Walde. Endlich kam das Pferd. Im Begriff aufzusitzen, hörte Viola das Gemurmel nahender Stimmen und den gemessenen Tritt im Tempo schreitender Füße.

Die Allee hinabblickend, sah sie, daß die ausgesendeten Diener nahten, zwischen sich eine in Eile aus Baumästen verfertigte Bahre tragend, worauf ein menschlicher Körper lag. Das Reitkleid über den Arm werfend, eilte Viola dem traurigen Zuge entgegen, sie erreichte bald die Bahre, welche die Diener, um einen Augenblick zu ruhen, niedersetzten, und blickte entsetzt in des Grafen bleiches Greisenantlitz, das über der Stirn eine breite, tief klaffende Wunde zeigte.

Die Augen waren geschlossen, er schien todt zu sein.

„Großvater!" schrie sie auf.

Da öffneten sich die schweren, geschlossenen Lider, ein Lächeln huschte über das Todtengesicht und mit einem Blicke, dessen wehmüthig freudiger Ausdruck tief in ihr Herz drang, flüsterte er: „Sage das — noch einmal — mein — Enkelkind."

„Großvater! lieber Großvater!" rief sie mit zärtlichem Tone, denn als sie den Grafen so todtengleich und blutend vor sich sah, regte sich mit aller Macht die Stimme des Blutes in ihr, die Eisrinde ihres Herzens, mit der sie sich geflissentlich gegen ihn verhärtet hatte, schmolz vor dem heißen Strahl der Liebe, die sich nun mit beredter Gewalt zu des Greises Gunsten in ihr Herz ergoß.

Mit sanfter Hand drückte sie ihr Tuch auf die klaffende, von Neuem blutende, gräßliche Wunde.

„Näher — komm näher!" flüsterte er wieder, aber die Stimme war so schwach, daß sie sich anstrengen mußte, die leisen Laute zu vernehmen, indem sie sich dicht über ihn beugte. „Dein Vater — hat er — mir — geflucht —?"

„Nein, o nein, lieber Großvater! Er hat Dir vergeben."

„Und — Du —?"

„O, ich auch! ich auch! schon längst!"

„Das — ist — gut — würdest — mich — lieben — wenn — nicht — sterbe?"

„Ja, ja gewiß! Stirb nicht, lieber Großvater. Ich liebe Dich schon jetzt!"

„Gutes Kind — aber — zu — spät — Viola —"

Das Bewußtsein schwand.

Der herbeieilende Arzt constatirte außer der gefährlichen Stirnwunde einen Armbruch und zwei gebrochene Rippen. Er fürchtete, der Graf werde den Abend kaum erleben.

Darin irrte jedoch der gelehrte Herr, er hatte die unverwüstliche Lebenskraft des greisen Mannes unterschätzt.

Ueber die Ursache des Unglücks hatte man in Erfahrung gebracht, daß ein vom Sturme aus der Erde gewürgter Baum gerade in dem Momente zum Sturze kam, als der Graf in geringer Entfernung vorüber ritt. Die Krone des stürzenden Waldriesen schleuderte den Reiter mit furchtbarer Gewalt aus dem Sattel, er fiel mit Stirn und Oberkörper auf die knorrigen, zu Tage liegenden Wurzeln einer ungeheuren Buche, wo die suchenden Diener ihn bewußtlos auffanden.

Der Graf lebte, aber über einen Monat war er ohne Bewußtsein und in immerwährender Todesgefahr.

Viola nahm an seiner Pflege nach Kräften Theil. Und während dieser Pflege zog die zärtlichste Liebe für den Leidenden in ihr Herz ein. Seine Fieberreden beschäftigten sich ausschließlich mit dem verstoßenen Sohne und dessen Tochter, und sie hörte mit tiefster Ergriffenheit, wie dieses harten Mannes Herz sich nach und nach für sie erwärmt, bis endlich eine geradezu leidenschaftliche Liebe für sie und eine nur mit äußerster Energie des gewaltigen Willens niedergehaltene Sehnsucht nach ihrer Liebe sich seiner bemächtigt hatte. Sie hörte aber auch, wie viel er gelitten, welche Reue, welche Gewissensqualen dieser Mann um den Sohn empfunden, den er, wie grausam er auch gegen ihn gehandelt, gleichwohl unverändert geliebt hatte, wenn auch diese Liebe eine lange Zeit unter den stolzen Vorurtheilen des auf die Reinheit seines tadellosen Stammbaumes mit eifersüchtiger Strenge haltenden, und dieser Reinheit das eigene Kind opfernden Aristokraten, erstickt gewesen.

An den Klagen, an den flehentlichen Rufen nach dem Sohne, erkannte Viola, daß, hätte nur ihr Vater das Glück gehabt, den Vater allein zu treffen, er nicht nochmals verstoßen die Heimath verlassen haben würde.

Aber Graf Gebhard hatte zwischen ihm und

dem Herzen des Vaters gestanden und seiner teuflischen Geschicklichkeit im Benutzen der Schwächen des Vaters, der sich der zärtlichen Regungen gegen den zurückgekehrten Sohn, vor dem zwischen ihnen stehenden Dämon schämte, war es gelungen, ihn aufzustacheln zu nochmaliger Verwerfung dessen, den er doch so gern an das Herz gedrückt hätte.

Viola erkannte schaudernd, welche Widersprüche, welche unerklärbaren Widersprüche zwischen Gefühlen und Handlungen bestehen können.

Zum ersten Male kam ihr der Gedanke, ob sie nicht vielleicht selbst das Opfer eines solchen Widerspruches sei. Wurde nicht vielleicht sie, die trotz allen Vorsätzen, trotz allem Stolze ihres tiefbeleidigten Herzens, den Mann, der sie ungehört verdammt, noch immer liebte, auch von ihm trotz Allem und Allem geliebt?

Endlich verschwand die unmittelbare Todesgefahr. Der Graf erhielt sein Bewußtsein zurück, und der Anblick der geliebten Enkelin, ihre Liebesworte und Liebkosungen, mit denen sie verschwenderisch nachholen wollte, was sie bisher versäumt, schien gleich einem Lebenselexir auf den greisen Mann zu wirken. Er erholte sich mit merkwürdiger Schnelligkeit, welche die schönsten Hoffnungen in seiner Enkelin erweckte.

Aber der Arzt schüttelte den Kopf, er wußte recht gut, daß diese wunderbare Wiederkehr von den Pforten des Todes nur ein letztes Aufflackern der Lebensflamme war. Der Geist war noch stark und kräftig, aber die Kräfte des Körpers waren verzehrt.

Er verhehlte dies auch dem Grafen auf dessen ernst dringendes Verlangen, sein Schicksal zu wissen, nicht.

Der Graf lächelte wehmüthig und murmelte, mit dem Kopfe nickend: „Ich wußte es ja, es wäre zu schön gewesen, und ich habe es nicht verdient.“ Lauter setzte er hinzu: „Wie lange geben Sie mir noch, Doctor?“

„Eine, zwei, vielleicht auch drei Wochen, je nachdem. Bestimmen kann das Niemand. Das liegt allein in Gottes Hand, Herr Graf.“

„Sie haben Recht. Nun, wenn mir Gott nur noch eine Woche schenkt, um mich an der endlich mein gewordenen Liebe meiner Enkelin zu erfreuen, so werde ich ihm unaussprechlich dankbar sein. Hören Sie, Doctor, aber kein Wort zu ihr oder Jemand Anderem. Wird das Ende schwer sein?“

„Nein, Herr Graf, das glaube ich nicht, ein plötzliches Verlöschen, vielleicht im Schlafe.“

„Gott sei Dank! Ich brauche sie also nicht fortzusenden, kann bis zuletzt den Trost ihrer Liebe genießen, ohne sie in Gefahr zu bringen, die Erinnerung an einen gräßlichen Todeskampf als Schreckgespenst durch ihr ganzes Leben zu tragen?"

„Nein, Herr Graf, das steht nicht zu fürchten," erwiderte der Doctor, die ruhige Festigkeit bewundernd, mit welcher der Kranke die sichere Verkündigung seines nahen Todes ertrug.

Das war dem Arzte etwas Seltenes. Er hatte starke Männer, eiserne Charaktere in feiger Furcht vor jenem ernsten Augenblicke ihres Scheidens von der Welt erzittern sehen.

Gottes Gnade schenkte dem Grafen noch zwanzig Lebenstage, ehe er sanft und schmerzlos hinüber schlummerte in eine bessere Welt.

Diese Tage bargen sowohl für den Grafen, als für Viola eine Fülle von Glück in Gestalt gegenseitiger innigster Liebe und schrankenlosem Vertrauens in sich. Es entstand zwischen dem von der Welt scheidenden Greise und dem auf der Schwelle des Lebens stehenden Mädchen das schönste Verhältniß, welches sich denken läßt, voll innigstem Verständniß und zartestem Eingehen in des Anderen Gefühle und Empfindungen.

Dem Grafen blieb nichts aus dem Leben

seiner Enkelin verborgen, er durfte in ihrem Herzen lesen, wie in einem offenen Buche. Von der Höhe seiner Erfahrungen schaute er Manches anders an als sie, aber er schwieg, um sie nicht zu verletzen.

Aber am letzten Tage seines Lebens sagte er ihr noch:

„Ich kann und will Dich nicht tadeln, mein Liebling, daß Du alle Verbindung mit dem Manne abgebrochen hast, dem gleichwohl Dein Herz noch zugehört. Wenn er aber der ist, für den ich ihn halten muß, nach Allem, was Du mir von seinem Verhalten gegen Dich gesagt, dann ist er nicht so schuldig, als Du glaubst. Niemand kann wissen, welche Beweismittel dies unwürdige Weib, seine Mutter, gegen Dich gebraucht, wie sie ihn gezwungen, ihr zu glauben, und ihm in einem Augenblicke der Verzweiflung jene Zeilen abgedrungen hat, die er vielleicht in einer kurzen Zeit gern widerrufen und zurückgehabt hätte.

Die Handlungen der Menschen, mein Herzenskind, sind gar oft direct gegen ihre Gefühle und Ueberzeugungen gerichtet, und der sich am stärksten dünkt, ist oft nichts als ein schwankes Rohr in den Händen eines Anderen, der sich seiner Leidenschaften zu bedienen weiß, um ihn handeln zu lassen gleich einem Teufel.

Denke nur daran, wie ich Deinen armen

Vater von mir stieß, während doch mein Herz mir blutete, ihn so gebrochen und gealtert vor mir zu sehen, und ich gern gerufen hätte: ‚Freude ist meinem Hause widerfahren, denn mein lieber Sohn, der verloren war, ist wiedergekommen.‘ Gebhard's teuflische Dialectik war es, die uns trennte, und — Deines Vaters Stolz. Wäre er nicht so rasch dem Hohne Gebhard's gewichen, der mir das Herz in der Brust umwendete, es wäre anders gekommen.

Doch nicht davon wollte ich sprechen, nur von Dir, mein Liebling.

Kommt Lord Denham, und er wird kommen, wenn er Dich liebt, dann höre ihn an, gieb ihm Zeit, sich zu vertheidigen, und — sei mild, lasse nicht das Erbtheil unsres Geschlechtes, den Ranzau'schen Trotz und Stolz, hindernd zwischen Dich und Dein Glück treten.

Lord Denham ist ein Mann, dem ich, wenn er sich wegen dieses letzten Räthsels rechtfertigen kann, mit Vertrauen Dich, meines Lebens letztes, höchstes Kleinod überlassen würde. Daran erinnere Dich, mein Kind, und behüte Dein Herz vor einem Ueberwiegen des Stolzes. Mein Segen wird allezeit mit Dir sein."

Viola hatte weinend seine Hand geküßt und bewahrte seine Worte in ihrem Herzen.

Das war die letzte größere und ziemlich zusammenhängende Rede des Grafen gewesen, obgleich er von seiner Schwäche gezwungen war, oft inne zu halten, um neue Kräfte zu sammeln. Er schlief darnach eine Stunde, war aber vom Schlafe, als er erwachte, nicht gestärkt, sondern schien schwächer. Diese Schwäche nahm zu, bald schlummerte er, bald sprach er erwachend einige Worte, und endlich bat er Viola lächelnd, ihm sein Lieblingslied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" zu singen. Viola fand in diesem Verlangen nichts Befremdendes, denn sie hatte ihm oft dieses und andere Kirchenlieder singen müssen, seit er entdeckt, daß sie einige von ihrer ehemaligen Gouvernante, Frau Elisabeth Reinhardt, gelernt habe.

Sie erhob sich, bereitwillig wie immer, rückte ihm die Kissen zurecht, küßte ihn und ging zu dem Harmonium, auf dem er sich früher selbst seine Lieblingslieder gespielt hatte.

Er blickte ihr mit wehmüthigem Lächeln nach und seine Lippen murmelten leise einen Segensspruch. Dann faltete er die Hände und wendete den Blick zum offenen Fenster hinaus nach dem Walde, wo die sinkende Sonne soeben die höchsten Wipfel der Bäume mit ihren letzten Strahlen vergoldete, während unten zwischen den Stämmen schon leichte Dämmerung ihre feinen Nebelschleier webte.

Viola sang mit ihrer wunderbar weichen, zum Herzen dringenden Stimme eben die letzte Strophe:

O Gott, laß Deine Güt' und Liebe,
Mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben Dir zu weih'n.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen,
Sie leite mich zur Zeit des Glücks,
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

Mit dem letzten Tone schwebte ein zitternder Seufzer gleich einem verklingenden Harfentone von den Lippen des Grafen. — Sein Haupt sank kraftlos zur Seite, die Augen brachen.

Viola hatte, da sie die Schlußaccorde der Begleitung spielte, nichts gehört.

Jetzt erhob sie sich und trat zu dem Großvater, den sie eingeschlafen wähnte.

Ein einziger Blick zeigte ihr, was geschehen.

Sie schloß sanft weinend die gebrochenen Augen, küßte die schon erkaltenden Lippen und kniete zu einem stillen Gebete nieder.

Dann erst brachte sie der Großmutter die Todesbotschaft.

14

Im Hafen.

Das Begräbniß war vorüber.

Es waren schlimme Tage großer Anstrengung und Aufregung gewesen.

Viola saß am folgenden Tage allein in ihrem Thurmzimmer.

Frau Barbara war bei der Gräfin, die, ganz gebrochen von dem Trauerfall, selbst sehr schwach und leidend war und an diesem Tage das Bett noch nicht verlassen hatte.

Viola glich in ihren schwarzen Trauergewändern eher einem Geiste, als einem lebenden Mädchen. Sie war tief betrübt über den Tod des nun doch so sehr geliebten Großvaters, wie sehr hätte sie gewünscht, ihm durch längere Liebe und Hingebung jene lange Zeit ihrer harten

Mißachtung vergessen machen zu können, die sie jetzt tief und schwer bereute.

Die Pflege des Verstorbenen hatte sie sehr angegriffen und ihre durch den geheimen Herzenskummer geschwächten Kräfte noch mehr zurückgebracht.

Unthätig ruhten ihre gefaltenen Hände im Schooße, ihre Blicke auf den Bäumen des Waldes, aber die Letzteren erfaßten nicht, was sie sahen, denn Violas Gedanken weilten in weiter Ferne.

Da brachte der Diener eine Karte, die sie mit lässiger Hand ergriff, sie aber mit einem leisen Schrei sofort wieder fallen ließ, und aufspringend, fand sie sich dem Viscount Rochester gegenüber, der es vorgezogen, den meldenden Diener auf dem Fuße zu folgen, weil er beinahe eine Abweisung fürchtete. Doch hätte er das nicht zu fürchten gehabt. Viola bot ihn mit den Worten: „Mein lieber Freund! seien Sie mir herzlich willkommen!“ beide Hände.

„Bin ich das? Bin ich das wirklich, Miß Viola?“ fragte er, beide Hände abwechselnd an seine Lippen führend.

Das Herz that ihm weh bei ihrem Anblicke. Wie war sie so bleich, wie durchsichtig zart waren die weißen, schlanken Hände geworden,

wie bläulich schimmerten die Adern durch die Haut.

„Können Sie zweifeln, Sir Meredith?“ fragte sie, und zog erröthend ihre Hände zurück.

Eine Handbewegung bezeichnete ihm einen Fauteuil, während sie selbst ihm gegenüber Platz nahm und weiter sprach: „Bin ich etwa so reich an treuen Freunden, daß mir das Wiedersehen mit einem Solchen gleichgültig sein könnte?“

„So bitter, Viola? Sie haben dazu nicht Ursache. Alle Ihre Freunde sind Ihnen treu.“

„Sind sie? Alle?“ Es war ein unbeschreiblicher Ton, eine Art Weheschrei in diesen wenigen Worten.

Er schien davon nicht Notiz zu nehmen, obgleich er ihm tief zu Herzen ging.

„Ja, gewiß Alle!“ sagte er in bestimmtem Tone, fügte aber, ehe sie etwas erwidern konnte, hinzu: „Ich bin hocherfreut, daß ich Ihnen willkommen bin, das giebt mir den Muth, Ihnen sofort den Grund meines Besuches zu erklären, den ich freilich nicht gewagt haben würde, wäre es mir bekannt gewesen, daß die Familie, in der sie als — Gast verweilen, einen Trauerfall zu beklagen hat. Indessen, das berührt Sie ja nicht weiter, und so darf ich wohl, da ich einmal da bin, mich aussprechen?“

Viola war erschrocken und hatte sich entfärbt, denn sie fürchtete, er sei gekommen, um seinen Antrag zu erneuern, weil er vielleicht gehört, das Band zwischen ihr und Lord Denham, in dem sein Scharfblick sicher den errathen, den sie liebte, sei zerrissen.

Das hätte ihr sehr leid gethan um seinetwillen. Denn sie war ihm wirklich freundschaftlich gewogen und hatte ihm von ganzem Herzen den Schatten vergeben, den seine unbedachte Werbung auf sie geworfen haben mußte.

Während sie aber noch unschlüssig war, ob sie ihn nicht vielleicht durch Mittheilung ihres wahren Verhältnisses zur Familie Ranzau wenigstens von seiner Absicht ablenken solle, sprach er schon weiter:

„Sie haben mich Ihren Freund genannt, Viola, und das bin ich von ganzer Seele. Ihr Glück gilt mir höher als das eigene. Wollen Sie mir nun mit dem Rechte des Freundes gestatten, ein Mißverständniß zu lösen, daß Ihnen und einem Anderen das Herz bricht? — Lord Denham —"

„Halt! nicht weiter!" sie schrie das fast und sprang auf. „Sie sind mein Freund und ich bin Ihre Freundin, das ist wahr. Fordern Sie einen

anderen Freundschaftsbeweis als diesen, und Sie werden mich bereit finden, ihn zu geben. Nur jenen Namen nennen Sie mir nicht, er ist vergessen, ausgelöscht in meinem Herzen."

Sie war außer sich, das sah er wohl. Obgleich sie sich sichtlich bemühte, kein Zeichen von Schmerz zu verrathen, hörte er dennoch die Thränen, mit denen sie kämpfte, weil sie zu stolz war sie zu zeigen, in ihrer Stimme zittern.

„Undankbares Herz," fuhr er vorwurfsvoll fort. „Vergessen? Ausgelöscht? Und das Alles dafür, daß er seit seiner Rückkehr in die Heimath verzweifelnd und ruhelos von Ort zu Ort umherirrt und nach Der sucht, die er liebt und von Der ihm jede Kunde mangelt, seit er Englands Boden wieder betrat."

„Ach! Hörte er nichts von ihr? wirklich Nichts!" lachte sie krampfhaft. „O mein lieber Freund, da irren Sie sehr, oder — sind schmählich belogen.

Ah! er hat die Kunde, die ich ihm gesendet, ja auch belohnt — belohnt mit einem Liebesbeweis ohne Gleichen. Warten Sie, sie sollen ihn sehen."

Sie stürzte zu einer Chatulle, riß den Brief heraus, kehrte zu ihm zurück und hielt ihm den

Brief hin, damit er die auf der Außenseite geschriebene Notiz lesen könne.

„Hier, hier — lesen Sie, bewundern Sie die Wahrheitsliebe des — jenes Mannes und nennen Sie mich noch undankbar!"

Er mußte das Schreiben aus ihrer Hand nehmen, denn diese zitterte so, daß die Buchstaben vor seinen Augen in einander liefen.

Er war rasch fertig und sagte nun vor sich hin: „Schlau ersonnen und berechnet. Ganz wie ich dachte."

„Was murmeln Sie da? Ich verstehe nicht."

„Wie sollten Sie auch? Armes, betrogenes Kind! Ich sage, diese Notiz da — sei eine infame Fälschung."

Er sagte das mit solcher ruhigen, überzeugungsvollen Bestimmtheit, daß sie unwillkürlich einen kurzen Moment Hoffnung faßte.

Doch ein Augenblick der Ueberlegung ließ diese vage Hoffnung schnell wieder verschwinden.

Traurig den Kopf schüttelnd, erwiderte sie: „Ach! wäre sie das! Doch das ist sie nicht, es ist seine eigene Handschrift und der Brief, den sie schändet, ist mein eigener, den —"

„Sie Celinde Düval anvertrauten, damit sie ihn persönlich an Lord Denham übergebe, sobald

er in die Heimath zurückgekehrt sei, und er — falls jener andere Brief, den Celinde recommandirt zur Post geben sollte, etwa verloren gehe — nicht ohne Nachricht von Ihnen bleibe. Ganz richtig, so war es, nicht wahr?"

Viola bejahte, stumm vor Erstaunen, ihn so genau unterrichtet zu sehen, nur mit einem Kopfnicken.

„Nun wohl, merken Sie genau auf, theure Freundin, denn hier liegt die Lösung. Diese beiden Briefe, den ersten wie den zweiten, hat diese Elende, welche mit Lady Denham im Complott war, an Ihre Feindin abgeliefert, wahrscheinlich verkauft.

Lady Denham verbrannte den ersten und bewahrte den zweiten Brief bis zur Rückkehr ihres Sohnes, um ihn dann, versehen mit dieser infamen Notiz, an Sie zurückzusenden.

Die Fälschung ist meisterhaft ersonnen und ausgeführt.

Denn einmal kannte ja die Intriguantin Ihren leicht verletzlichen Stolz genau genug, um gewiß zu sein, daß, wenn Sie nur glaubten, diese Notiz sei von Lord Denham's eigener Hand, sie den Zweck, Sie von ihrem Sohne auf immer zu trennen, sicher erreichen werde. Ihr fehlte es ja

auch an Vorlagen von ihres Sohnes Hand für den Fälscher nicht, wie sie es sicher auch nicht an reichen Geldspenden fehlen ließ, den Eifer des Verbrechers anzuspornen und zu belohnen.

Der Erfolg gab ja auch allen ihren Voraussetzungen recht. Sie glaubten was Sie sahen, und ohne Frank's Beharrlichkeit, die aus seiner tiefen, unauslöschlichen Liebe für Sie hervorgeht, waren Sie für einander verloren, und jenes niedrig denkende Weib durfte triumphiren."

„Mein Gott! Wäre es möglich!" rief Viola, seinen Arm erfassend, und einen Blick ängstlichen Forschens auf ihn richtend: „Ist es wirklich so, Meredith? Jenen Brief hat er nie gesehen? Hat das da" — sie deutete schaudernd auf den Brief — „nicht geschrieben? Sie wissen es genau? Sie schwören es mir beim Höchsten, was Sie im Leben kennen? Schwören es beim Throne Gottes?"

„Ja, Viola, ich schwöre es, bei dem höchsten, reinsten Gefühle meines Lebens, bei meiner — Freundschaft für Sie und beim Throne des Allmächtigen! Es ist so, wie ich sagte."

„O!!" Sie drückte ihre gefalteten Hände gegen die Brust und ihn mit einem strahlenden Blick ansehend, stieß sie nur diesen einzigen Laut aus, aber er war beredter als Alles. Es war

der Jubelruf eines aus Todesqualen befreiten Menschen, war das Jauchzen einer aus der Hölle erlösten, in die Herrlichkeit des Himmels eingehenden Seele.

Der Viscount glaubte, dieser Blick und dieser Jubellaut seien ein herrlicher Lohn, den er nie vergessen werde.

Aber er sollte noch einen schöneren erhalten, der freilich seine edle Standhaftigkeit auf eine schwere Probe stellte.

Viola warf sich in ihrem Jubel an seine Brust und flüsterte: „O Dank, Dank mein edler Freund! Ich verstehe ganz die Größe Ihrer Handlungsweise. — Sie gaben mir das Leben wieder, und es war Zeit, hohe Zeit! Denn — o Meredith — ich fühlte mich sterben!“

„O, mein Kind,“ erwiderte er, mit leiser Hand über den schönen, an seiner Schulter ruhenden Kopf streichend. „Ich sah das ja sofort, als ich hier eintrat. Sie gleichen nur dem Schatten der früheren Viola.

Nun aber, meine liebe Freundin, nun alle Mißverständnisse gehoben und alle Räthsel gelöst sind, werden Sie bald wieder in früherer Schönheit und Gesundheit strahlen. Jetzt müssen Sie ruhen, denn Sie sind sehr angegriffen. Ich

gehe, Sir Frank zu benachrichtigen. Er darf kommen, nicht wahr?"

Sie nickte nur, ohne im Stande zu sein, die Augen zu öffnen, die ihr plötzlich zugefallen waren, so groß ward ihre Schwäche, nachdem die Spannung ihrer Seele nachgelassen hatte.

Der Viscount geleitete sie vorsichtig, sie halb tragend, halb führend zu einem Ruhebett, drückte einen leisen Kuß auf die reine Stirn und entfernte sich, die draußen im Vorzimmer harrende Frau Barbara zu ihr sendend.

Als Lord Denham am anderen Tage, geleitet von Frau Barbara, die vor Glück und Freude, ihren Liebling nun glücklich zu wissen, strahlte, in Viola's Zimmer trat, da eilte sie ihm mit dem Lächeln einer Seligen entgegen.

„Viola!" rief er, und seine ganze, tiefe, unaussprechliche Liebe zitterte in dem einen Worte. Er breitete die Arme aus und sie sank schluchzend vor Glück an seine Brust.

Sie hatte den Hafen erreicht. Die Irrfahrt war zu Ende.

Das Gebet ihres sterbenden Vaters hatte Gnade vor dem Throne des Allmächtigen gefunden.

Die Hand der Vorsehung hatte die arme, verlassene Waise wunderbar beschützt und geführt.

Der fromme Spruch, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, war an ihr zur lebendigen Wahrheit geworden.

Lord Denham verließ sein wiedergewonnenes Kleinod nicht wieder.

Vorläufig blieben er und der Viscount einige Wochen als Gäste auf dem Schlosse. Dann reiste der Letztere nach England zurück, um sein Wort zu erfüllen und die Aufnahme Viola's bei seiner Tante, der greisen, hochverehrten Herzogin von Notingham vorzubereiten.

Ein Schreiben von ihm meldete bald, daß seine Bitte freundliche Erfüllung gefunden. Ein kurzes, eigenhändiges, überaus liebenswürdiges Briefchen der Herzogin brachte die Einladung für Viola und ihre Großmutter, nach London zu kommen und bis zur Vermählung der Ersteren mit Lord Denham, ihre Wohnung im Palaste der Herzogin zu nehmen.

Als Viola in Begleitung ihrer Großmutter, ihres Verlobten, und gefolgt von Frau Barbara in London ankam, ward sie auf der Station von dem Viscount in Empfang genommen und zu dem Galawagen der Herzogin geleitet, in welchem die greise Dame selbst gekommen war, um so der unschuldig Verläumdeten den höchsten Achtungs=

beweis zu geben, der ihr möglich war. — Nach Verlauf des Trauerjahres führte Lord Denham Miß Viola Werner, Gräfin von Ranzau, zum Traualtare.

Die ganze hohe englische Aristokratie, welche sich zur Zeit in London befand, war zur Hochzeit erschienen, bei der die greise Herzogin von Notingham die Stelle der Mutter des Bräutigams vertrat.

Lady Denham, die jetzt, wo aus der blutarmen Viola Werner die reiche Gräfin Ranzau geworden war, die ihrem Gatten die Anwartschaft auf den Grafentitel und die reichen Güter der Familie Ranzau für den dereinstigen zweiten männlichen Sprößling ihrer Ehe zubrachte, sehr gern ihre Einwilligung gegeben hätte, wäre danach verlangt worden, befand sich nicht mehr in England. Sie war der allgemeinen Verachtung, die sie gleich Keulenschlägen traf, gewichen und war wieder nach Rom gegangen.

Sir Frank und Viola würden gern den schlimmsten Theil der Umtriebe der Lady der Oeffentlichkeit vorenthalten haben. Allein ohne ihr Wissen und Zuthun, ja wider ihren Willen, war nichts von all' den gegen Viola geübten Abscheulichkeiten verschwiegen geblieben. Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß Dinge,

welche die Betheiligten für's Leben gern geheim gehalten hätten, von der tausendzüngigen Fama in alle Winde ausposaunt wurden, ohne daß er zu errathen vermochte, wie das, was er für ein tiefes Geheimniß gehalten und gehütet, laut geworden sei.

Allgemeine Empörung gegen Lady Denham war die Folge, und Ihre Majestät selbst hatte das Signal zu dem vernichtenden Urtheil, welches die Lady von dannen trieb, gegeben.

Mit Diamanten bedeckt, war die Lady beim nächsten Drawing room in dem Bukinghampalaste erschienen.

Ihre Majestät war immer sehr gnädig gegen die Lady gewesen, diesmal beachtete sie die Dame kaum und sagte endlich zur Herzogin von Southampton: „Da ist ja auch Lady Denham. Ich wundere mich wirklich, daß sie die Stirn gehabt, hier zu erscheinen. Mich dünkt, für sie wäre die Luft jedes andern Landes in den nächsten Jahren zuträglicher, als die von England. Meinen Sie das nicht auch, liebe Herzogin?"

„Gewiß, Ew. Majestät haben sehr Recht. Es scheint aber, die Dame ist so unklug, ihren eigenen Vortheil ganz zu verkennen," erwiderte die Herzogin und streifte, mit den Achseln zuckend, Lady Denham,

der, da sie ganz in der Nähe stand, kein Wort der lautgeführten Unterhaltung entgangen war, mit einem Blicke vernichtender Geringschätzung. Die Lady zitterte vor Wuth, ihre Züge verzerrten sich und die leichenhafte Farbe ihres Gesichts stand in gräulichem Kontrast zu den blühenden Rosen ihrer stark geschminkten Wangen.

Trotzdem behauptete sie die gewohnte, stolze Haltung. Entschlossen nicht zu weichen, bot sie selbst der Königin Trotz. Sie mochte ihr den Cermonienmeister schicken, mit der Weisung, den Palast zu verlassen, wenn — sie es wagte. Was sie gethan, gehörte nicht vor dies Forum. Die Zeiten waren vorüber, in denen die Ungnade eines Königs den davon Betroffenen vernichtete oder in die Verbannung trieb. Jetzt wollte sie erst recht in London bleiben, sie besaß Freunde genug, die auf ihrer Seite sein und zu ihren Festen sich drängen würden.

So dachte sie. Allein sie irrte sich.

Nicht sie allein hatte die höchst unzweideutige Mahnung der Königin gehört. Wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich in der illustren Gesellschaft, welche, wenn es darauf ankommt zu klatschen, mit der niedrigsten, socialen Gesellschaft um den Vorrang wetteifern könnte. Wohin die

Lady sich auch wenden mochte, fand sie Zurückweisung, ward sie gleich einer Aussätzigen gemieden und fand es endlich für das Beste, um nur einen einigermaßen ehrenvollen Abgang zu erlangen, ohnmächtig niederzusinken.

Sie erreichte, was Sie wünschte. Königliche Kammerherren von erlauchten Namen trugen sie aus dem Saale, dessen Parkett sie zum letzten Male betreten hatte.

An demselben Tage noch verließ sie London.

Allein und verlassen starb sie einige Jahre später im Auslande. Dem Sohne und der Schwiegertochter selbst im Tode noch grollend, hatte sie verboten ihren Leichnam nach Grange Manôr in die Familiengruft zu bringen. Sie wolle dort begraben sein, wo der Tod sie ereile, und so ruht sie auf dem campo santo der kleinen italienischen Stadt, wo sie starb.

Da auch ihre zweite Tochter, ohne Leibeserben zu hinterlassen, schon vor Jahren gestorben war, hinterließ sie ihr sämmtliches Geschmeide, soweit es nicht Familieneigenthum war, nebst einem ansehnlichen Legate der Gräfin Kate Székely, die unter der Herrschaft ihres Gatten, der unter einer leichtsinnigen Oberfläche mehr Tiefe und Gehalt verbarg, mehr Mann war, als sie geglaubt hatte

da sie ihn heirathete, eine leidlich vernünftige Frau geworden war.

Universalerbe war das Kloster zum heiligen Herzen Jesu, in — dessen Beichtvater ihr Seelentrost gewesen war, seit sie — katholisch geworden.

Doch damit sind wir der Zeit weit vorausgeeilt und kehren zur Hochzeit unsere Freunde zurück.

Unter den Brautmaids machte, wegen ihrer ungewöhnlichen, pikanten Schönheit, Janet Benett das meiste Aufsehen, an welchem freilich ihre halb indianische Abkunft auch ihren guten Theil hatte. Sie galt für das Wunder der Saison.

Janet war, Dank der Erziehung, welche sie in einem vorzüglichen Pensionat in London erhalten, jeder Zoll eine Dame. Während man aber bemüht war, der jungen Halbwilden den europäischen Schliff beizubringen, hatte man vernünftiger Weise ihre reizende Originalität unangetastet gelassen.

Der ihr zuertheilte Cavalier war Lieutenant Aubry Howard, mit welchem Arrangement sich der als Ceremonienmeister fungirende Viscount Rochester von beiden Seiten Dank verdient hatte.

Denn Janet, trotz ihrer Damenalluren, war noch immer sehr offenherzig und bevorzugte

Aubry Howard vor allen ihren zahlreichen Verehrern.

Was nun Mr. Howard selbst betraf, so wurden seine Gefühle für Janet nicht mehr durch gelegentliche Anfälle von Vernunft gestört, er gestand sich und Anderen mit einer rührenden Offenheit, daß er gleich einem Narren in die indianische Prinzessin verliebt sei.

Mit diesen Namen rächten sich die aristokratischen Schönheiten an Janet dafür, daß man sie, wo Jene erschien, nicht mehr so ausschließlich verehrte und bewunderte, als früher.

Unter den älteren Damen ragte sowohl an Reichthum der Toilette, als durch ihre königliche Gestalt, ihre Schönheit und weibliche Würde, wie durch die Feinheit ihrer Manieren, Mrs. Blanca Benett hervor. Sie war eine geborene Dame, vom Kopf bis zur Spitze des kleinen Fußes, bei der allein das stolze, feurige Auge, der dunkle Teint, die kühn gebogene, klassisch geformte Nase und — ihre indianische Schweigsamkeit, an die Enkelin des großen Adlers erinnern mochte.

Mutter und Tochter waren der Königin vorgestellt und mit großer Auszeichnung von Ihrer Majestät empfangen worden.

Kapitän Hill, der natürlich ebenfalls bei der

Hochzeit nicht fehlte, neckte den verliebten Lieutenant weidlich mit seinem ehemaligen Traume und meinte, es sei ja kein Zweifel, daß dieser prophetisch gewesen, denn er werde ja doch eine indianische Squaw haben und im Laufe der Jahre würden wohl mit Gottes Willen auch die Papuse sich einfinden, es müßten ja wohl nicht gerade zwei auf einmal sein.

Mr. Benett, der ehemalige große Chyenne-Häuptling, hatte eins der großen Güter Lord Denham's in Pacht genommen und verwerthete dort seine Erfahrungen in der Viehzucht und seine sonstigen landwirthschaftlichen Kenntnisse. Es gelang ihm Alles, was er begann, der Segen Gottes ruhte sichtlich auf seiner Arbeit. Er und Mrs. Blanca erwarb sich die Verehrung Aller, welche ihnen dienten, oder auf ihrem Territorium wohnten, denn wie ihr Wirken einst ein Segen für den Stamm der Chyennes gewesen, so wurde es nun ein Segen für die ganze Gegend.

Sollen wir nun versuchen, das Glück Sir Frank's und Viola's zu schildern?

Nicht doch, denn es ist, wie jedes echte Glück, unbeschreiblich.

Der Viscount Rochester vermählte sich niemals, er suchte wohl, aber er fand keine zweite Viola,

und pflegte scherzend zu sagen, er wolle warten, bis die kleine Maud, Lord und Lady Denhams ältestes Kind, dem später noch zwei Knaben folgten, groß geworden.

Der späte Lebensabend der Gräfin Ranzau war ein glücklicherer, als ihr ganzes Leben gewesen, sie starb geliebt, verehrt und beweint von den Ihrigen, im höchsten Alter, nachdem ihr die treue Frau Barbara um ein Jahr im Tode vorangegangen war.

Ende.

Adolf Niese, Saalfeld i. Th.















